Nr. 9 — Leipzig, den 2. März — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post=Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die sieben Kreuzesworte: 2. Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein — Ethische Fragen: 6. Der christliche Staat — Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung: 1. Die Geneigtheit religiös erregter Zeiten, auch noch aus dem Tode des Gegners Kapital für die eigne Sache zu schlagen — Zwei kirchliche Festtage in Philadelphia 2 — Kaiserin Augusta: 2. Samaritertum — Die Wehrpflicht=Petitionen — Volksbühne und Nationaltheater: 4. Die Bedenken — Nach den Wahlen — Verschiednes: Schleiermacher und Kotzebue; Servilismus; Kolde gegen Majunke; Druckfehler — Anzeigen

Die sieben Kreuzesworte

2

Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Lukas 23, 43

„Jesus nimmt die Sünder an.“ Sein Leben hatte es bewiesen, sein Tod bewährt es. Sünder seine Gegner, Sünder seine Leidensgefährten. Mörder und Räuber diese; Mörder und Räuber, so an Jesus wie an ihres Volkes Seele und heiligstem Besitz, nicht minder jene. Hat er sich von jenen nicht im Gefühl verkannter und verletzter Unschuld abgewandt, so hält er sich von diesen nicht im Gefühl seiner Erhabenheit und ihrer Schuld zurück. Sie sollen ihn nicht umsonst zum Gefährten haben auf dem Todeswege. Unter die Uebelthäter sollte er gerechnet werden, daß ihre Schande auch auf ihn falle; er aber erhebt den Uebelthäter unter die Erben der Gerechtigkeit; von seiner Herrlichkeit fällt ein Strahl auf ihn. Wunderbares Zwiegespräch zwischen zweien, die am Schandpfahl des Verbrechens hangen und über den Himmel verhandeln.

„Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott?“ sagt der Schächer zum lästernden Genossen. Er hat das stille, geduldige Leiden Jesu betrachtet und sich daran erbaut; er hat das Wort der fürbittenden Liebe vernommen. Hatte schon der Gedanke an den schaudervollen Tod in ihm die erstorbene Furcht vor dem, von dem Leben und Tod kommt, geweckt, in dieser Nähe wird sie noch lebendiger, da er ein Leben sieht, das vor dem Tode nicht bebt, an dem der Tod keinen Teil hat. Und zur Furcht, ihre Schauer mildernd, gesellt sich das Bewußtsein, daß über ihm Gerechtigkeit walte, in dem demütigen Geständnis: „Wir sind billig darin, wir empfangen, was unsre Thaten wert sind.“ Auch dieses Bewußtsein der eignen Sünde erwacht an Jesu Hoheit, an Jesu Kreuzesleiden zur vollen Klarheit, wie es sie im Kreise sündiger Menschen, von denen ihn doch nur ein Unterschied des Grades trennte, nie erlangt hatte. Sieh, welche Kraft von dem schweigenden Gekreuzigten ausgeht! So trennt noch allzeit seine Nähe von den Genossen der Sünde und füllt die Seele mit heiliger Furcht vor Gott und weckt im Gewissen das Bewußtsein der Schuld.

Aber die Gedanken bleiben nicht gefangen in diesem Kreise. Sie ziehen wieder hinüber zu dem, der sie geweckt hatte. „Dieser aber hat nichts Ungeschicktes gethan.“ Von der eignen Schuld flüchten sie zu des Mitgekreuzigten Unschuld. Welch ein schlichtes Glaubensbekenntnis! Keine schwere Forderung an die denkende Vernunft, keine Formel voll geheimnisvollen Tiefsinns! Ein unmittelbarer Reflex dessen, was Herz und Gewissen empfindet. Und doch birgt er das ganze Geheimnis des Lebens und der Person Jesu. Der Schächer aber giebt sich ganz und voll diesem Eindruck hin; er versenkt sich in das kündlich große Geheimnis; er glaubt.

Und wie aus einer andern Welt heraus spricht dieser Glaube: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“ „Herr“? ein gekreuzigter Verbrecher, mit ewiger Schmach behaftet? „Dein Reich“? und um ihn nichts als Spott und Schande, vor ihm Nacht und Tod? Sieht dieser Glaube statt der Dornen eine Krone, statt des Kreuzes einen Thron? statt des offnen Thors des Todes eine Pforte, die zu Leben und Herrlichkeit führt? Erkühnt sich dieser Glaube, für einen verlorenen Mörder, der sich billig in der Verdammnis weiß, bei einem, der an der Sünde keinen Teil hat, Teilnahme und Hilfe zu erhoffen? O wunderbarer Naturlaut des Glaubens an der Herzensreinheit, an des Geistesadels ewige Dauer, des Glaubens an die Liebe nnd der Liebe mächtig Können!

Und, der also angeredet wird? Klingt es ihm nicht wie Hohn? verweist er nicht wenigstens der Kindlichen mit wehmütigem Mitleid an bessere Helfer? Nein, der Mann des Todes verfügt wie ein freier Herr über das Leben als über sein Eigentum. Er ist nicht irre geworden an seinem Heilandsberuf, an seiner Vollmacht über Leben und Seligkeit, nicht irre, daß er auf dem Wege zum Thron sein müsse, da seines Vaters Wille ihn hierher gebracht. Ja er weiß, sieht er es doch an diesem Schächer; jetzt eben erwirbt er sich die unbegrenzte Vollmacht zu erlösen; keine Todsünde ist zu groß, sein Tod kann sie überwinden.

Und in demselben Maße bewährt er seinen Glauben an die Menschheit. Sie haben ihn verstoßen; und doch vertraut er, daß sie durch ihn erlöst werden können, daß sie darum nicht unwürdig, nicht unrettbar geworden sind, es nicht verwirkt haben. Seine Liebe hat einen Blick für die leisesten Regungen, die ihr Herz ihm öffnen. Er facht das Fünkchen zur hellen Flamme an. Er glaubt an ihrer Schmerzen, ihrer Bitten heiligen Ernst.

Ist beides nicht im letzten Grunde Glaube an Gott? jener Glaube, der Berge versetzt? Glaube, daß Gott ihn nicht verlasse, der seinen Vater nie verließ, Glaube, daß Gott keinen Menschen verstoße, der zu ihm bittend naht, Glaube, daß Gott alles, alles wenden, alles in Heil verkehren kann, verkehren wird? Ja wahrlich, Anfänger und Vollender des Glaubens bist du, o Herr! Und wir, deine Jünger? Wie verzagt sind wir, wenn einmal Gottes Gedanken nicht unsre Gedanken sind; wie geneigt, andre in heiligem Eifer als im Namen Gottes zu verwerfen, zu verstoßen, verloren zu geben. Als ob Gott jemals verloren gäbe!

Und der Glaube versetzte Berge! Wie in weite Fernen blickend hatte der Schächer gesagt: Gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. „Heute“, so erhält er zur Antwort, „heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“. So unmittelbar geht Zeit in Ewigkeit über. Sie liegt schon in der Zeit verborgen. Der Tod ist nur ein Augenblick: im Buche des Lebens wird ein Blatt gewendet. Ja, der Glaube, wie ihn jener Schächer

zeigte, erringt sofort die Hilfe. „Heute" — wer sorgt sich da noch um den andern Morgen? Betet, glaubet, und die Hilfe ist da; nicht vielleicht, wie ihr sie euch gedacht, aber die rechte Hilfe: des Paradieses Pforten öffnen sich, und herausströmt Balsamduft des Friedens, stählend die matte Kraft, wie Luft von den Bergen der Ewigkeit; hinein schickst du die Seele voran, und an der Pforte nimmt ein Engel dir das Kreuz von der Schulter. „Heute noch"— o seliges Wort für bange lange Sorgennächte! Nie will ich dich vergessen.

„Im Paradiese" — ob es wohl so sein wird, wie du dirs denkst? Nein, gewiß nicht; sondern ganz, ganz anders. Unter deinen Lebensbäumen wird uns sein, als ob wir träumen. So viel der Himmel höher ist denn die Erde, sind Gottes Gedanken höher denn unsre Gedanken. Verliere nicht die kostbare Zeit, darüber zu sinnen. Du könntest zuletzt die Sinne selbst dabei verlieren, des Paradieses Gewißheit könnte dir entschwinden. Was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben. Sinne lieber nach über die dritte Gestalt, dort seitwärts am Kreuz, so finstern Angesichts, stumm wie der Tod. Gewiß, zur Sterbestunde kann der Glaube noch Ewigkeit schöpfen mit dem Gefäß der Zeit, eh es in Scherben bricht. Aber ob du dann den Glauben findest? Wenn das Herz verhärtet ist und dein Gemüt vielleicht verstockt wird durch das Geschick, das dich bezwingt, wenn der Weg, der lange nicht mehr betretene, in Nacht gehüllt ist und das Auge blind, die Gestalt, die lang vergessene, die dort der Schächer schaute, und ihre Herrlichkeit zu sehen? Für Gott ists nie zu spät; das sehen wir am Schächer zur Rechten. Wohl aber kann es für den Menschen zu spät sein; das zeigt uns der Schächer zur Linken. Darum, wollen wir einst jenes Heute vernehmen, wenn der Erdentag zum Gestern wird, dann laßt uns auch das andre Heute nicht vergessen: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht! v S

Ethische Fragen

6. Der christliche Staat*)

Die römische Kirche nennt den Staat ein Erzeugnis des Teufels. In der protestantischen ist unter Verständigen wohl Einigkeit darüber, daß der Staat nicht eine bloße Maschine genannt werden darf. Er ist nicht seelenlos und ohne höhere Zwecke. Fragt man zuerst nach seiner Entstehung, so wird die Antwort nicht unrichtig sein:

> Der Staat gehört nicht zu den durch Willkür gemachten Dingen, sondern ist eine wesentliche und notwendige Lebensfunktion des Menschen. (P. 803.)

Er geht hervor aus einem ethischen Prozesse (H. 226. 239) und „ist eine sittliche Notwendigkeit für das Volk" (H. 241). Das steht fest:

> Die Rechtsbildung und mit ihr die Setzung von Regierungsorganen, ob auf kirchlichem oder auf staatlichem Gebiete, hängt mit ethischen Motiven zusammen. (F. 2, 177.)

Der Staat beruht „auf Gottes Willen," und in ihm und durch ihn offenbart sich Gottes Herrschaft über die Menschen (F. 2, 431. 432. 433. 435).

Er ist ein „rechtlich geordnetes Gemeinwesen, innerhalb dessen der Mensch als sozialer die mancherlei Zwecke seines irdischen Daseins verwirklicht" (F. 2, 429). Ueber die Gewissen seiner Unterthanen zwar steht ihm keine Macht zu, nur die Legalität zu befördern ist ihm möglich. „Zwang des Gesetzes ist das Charakteristische der Staatsordnung" (F. 2, 428. 444). Aber durch Aufrechterhaltung der Legalität fördert er die Moralität. Er ist nach seinem innersten Wesen „eine ethische Gemeinschaft" (H. 226). Seine Aufgaben sind „die Auffindung, Feststellung, Verwaltung und Herstellung der Rechtsordnung im Volke und die Beschaffung der mittelbaren Bedingungen für die Wohlfahrt und Sittlichkeit, für Kunst, Wissenschaft und Religion im Volke" (H. 256). Die Thätigkeit des Staates ist daher

*) F. verweist auf Franks, H. auf Harms', P. auf Paulsens Ethik.

eine begrenzte. Doch steht er mit den andern ethischen Gemeinschaften in engster Beziehung. Er ist deren äußere, reale Grundlage und macht ihre Entfaltung erst möglich. Durch ihn wird der Friede geschaffen und geschützt und dadurch die Füglichkeit geboten, „daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit" (F. 2, 434).

Wer diese Auffassung von dem Wesen und den Aufgaben des Staates anerkennt, der muß auch zugeben nicht nur, daß es einen „christlichen Staat" geben kann, sondern daß es sogar Ziel des Staates sein muß, immer christlicher zu werden. Von einem „Phantasma" eines christlichen Staates zu reden (F. 2, 305. 324. 391) und doch wieder einzuräumen, daß das christliche Ethos Einfluß auf den Staat haben kann und soll (F. 2, 264. 444) ist nicht recht verständlich und widersprechend. Der christliche Staat ist kein bloßer Wahn. Nur muß, um seine Möglichkeit und Notwendigkeit einzusehen, unterschieden werden zwischen christlichem Ethos und christlichem Glauben, zwischen Christentum und christlicher Kirche. Das Christentum ist teils Sittlichkeit, teils Religion. Als erstere muß es unbedingt in die engste Verbindung mit dem Staate treten. Warum soll es nicht möglich sein, die Gesetzgebung eines politischen Gemeinwesens immer mehr mit christlich-sittlichen Ideen zu durchdringen? Ruht die staatliche Rechtsordnung überhaupt auf ethischem Grunde und ist sie nur als Gottes Ordnung zu verstehn, dann muß sie sich auch allmählich zu der vollkommnen Sittlichkeit des Christentums erheben können.

Wir mögen noch fern sein von dem wahrhaft christlichen Staat, als Ziel kann er doch gelten. Der Einwand, „daß in der Bildung eines christlichen Staates viel Menschlichkeiten sich einschleichen müßten" (F. 2, 446), ist ein schlechter Einwand. Auch in der christlichen Kirche haben sich seit je viel, sehr viel „Menschlichkeiten" eingeschlichen. So lange Gemeinschaften in Staat oder Kirche Gemeinschaften von Menschen sind, kann das naturgemäß auch nicht anders sein Die Staaten sind, je mehr sie auf nationaler Basis sich aufbauen, Individuen im großen, Volksindividuen. Wie nun jedes menschliche Individuum christianisirt werden soll und kann, so auch die Volksindividuen, die Staaten. Man darf nicht sagen:

> Eine wirkliche Bekehrung der Völker würde zugleich ihre Auflösung mit sich führen (F. 2, 461.)

Das ist eine vollständige Verkennung der Bedeutung, die das Individuelle hat in Bezug auf Christentum und Reich Gottes. Für dieses letztere arbeitet der Staat gerade so gut wie die Kirche und die Schule. Mit diesen zusammen erfüllt er die höchsten Kulturaufgaben.

> Der Zwang, den die Rechtsordnung ausübt, indem sie die für den Bestand des Ganzen erforderlichen Leistungen als Rechtspflichten fordert, die Aufrechterhaltung der Majestät des Gesetzes durch den Gegendruck der Strafe ist der Schutz des Gemeinwesens gegen feindliche Gewalten, sei es im Innern, sei es von außen. Die Abwendung von Schädlichkeiten, die seinen Bestand wie das Wohl des Einzelnen bedrohen; die Entwicklung von Hilfsquellen des Landes, die Beförderung des Verkehrs, die Bewegung im Handel und Wandel, die Volksbildung und die mancherlei kulturellen Interessen: alles dieses und was man sonst zu den Aufgaben des Staates rechnen mag, charakterisirt sich als so unentbehrlich und ersprießlich für den Fortbestand und für die Ausgestaltung des Menschentums, für die Erreichung der ihm nach Gottes Willen gesetzten Zwecke, auch der höchsten und letzten, daß die Förderung des Staatswohles für jeden Christen in der ersten Reihe seiner Obliegenheiten und Bestrebungen stehen wird. (F. 2, 443. 444.)

Wer das zugiebt, muß auch den christlichen Staat gelten lassen. Nur kommt es hierbei eben darauf an, zu unterscheiden zwischen Ethischem und Religiösem. Etwas andres ist das Verhältnis von Staat und christlicher Sittlichkeit und das von Staat und christlicher Kirche. Doch davon ist hier nicht zu handeln. Es genügt, zu wissen: beide stehen miteinander gerade durch das Ethische in engster Verbindung. Beide dienen dem gleichen hohen Ziele, dem Reiche Gottes. Beide sind vergänglich, insofern dieser Dienst einmal sich erledigen kann und soll.

> Der Christ wird sich immer zu erinnern wissen, daß nur Ein Reich, das Reich Jesu Christi, die Verheißung ewiger Dauer hat, und daß alle andern Reiche in ihrem Kommen und Gehen diesem zu dienen bestimmt sind. (F. 2, 440.)

Das ist gewiß richtig. Das Reich Gottes ist das höchste Gut. Dieses nur wird ewig bleiben. K

Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung

Uebersicht: 1. Die Geneigtheit religiös erregter Zeiten, auch noch aus dem Tode des Gegners Kapital für die eigne Sache zu schlagen; 2. Der harmonische Abschluß des Lebens Luthers; 3. Majunkes Bedientenroman; 4. Zur Kritik der welschen Lüge; 5. Zur Kritik der Majunkeschen Beweisführung; 6. Schlußbetrachtung

1. Die Geneigtheit religiös erregter Zeiten, auch noch aus dem Tode des Gegners Kapital für die eigne Sache zu schlagen

In der Musik gilt seit alters die Regel: In fine videbitur, cuius toni, d. h. am Ende eines Musikstückes muß sich zeigen, aus welcher Tonart es geht. Es gilt dies ganz besonders für die alten Kirchentonarten, deren charakteristische Eigentümlichkeiten gerade in der Stimmführung am Schlusse der Komposition am deutlichsten hervortreten. Aber dies musikalische Gesetz hat auch sein Recht dem Leben des Menschen gegenüber; es ist natürlich, daß in den Schlußführungen unsers Lebens das seinen Ausdruck findet, was dessen Grundton gewesen ist. Wir würden es dem Dichter zum Vorwurf machen, wenn er das Lebensende seines Helden nicht getreu aus dem Charakter desselben herausgebildet hätte; wir erwarten von ihm, daß er hier die Tonart hervortreten läßt, auf die das betreffende Leben gestimmt war. Die heilige Schrift selbst bestärkt uns in dieser Betrachtungsweise, wenn sie einerseits uns mahnt: „Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes verkündigt haben, welcher Ende schauet an,“ und wenn anderseits der Psalmist unter den Anfechtungen, die ihm das Glück und das vermessne Wohlleben der Gottlosen bereitet, uns gesteht, er sei an Gottes Regiment fast irre geworden, bis daß er auf deren Ende geachtet habe.

So richtig diese Betrachtungsweise im allgemeinen ist, so gefährlich wird sie in der Anwendung auf den einzelnen Fall, und namentlich in religiös und kirchlich erregten Zeiten hat sie den Antrieb zu einer Legion von Fabeln und falschen Gerüchten gegeben. Es lag nur zu nahe, daß in Zeiten religiöser Aufregung jede Partei dem Triebe der Selbstverteidigung folgend auch noch aus dem Tode der Gegner Kapital für ihre Sache zu schlagen suchte. Daß der Gegner, der, wie man annahm, in falschem Glauben dem göttlichen Gerichte entgegenzog, einen sanften und friedlichen Tod, wohl gar mit standhaftem Bekenntnis seines Glaubens bis ans Ende gehabt haben sollte, erschien einfach unglaublich. Sein Ende mußte ein Ende mit Schrecken gewesen sein, das forderte die eigne Dogmatik. Und wollte gar der Gegner triumphirend auf das selige Ende seiner Lehrer und Führer hinweisen, so mußte dieses Zeugnis aus der Welt geschafft werden. Die Reformationszeit, die Zeit des erregtesten kirchlichen Kampfes, den Deutschland je erlebt hat, bietet uns in Hülle und Fülle die lehrreichen Beispiele für die Irrwege, auf die man geriet, wenn man im Tode der Gegner Beweismittel für die eigne Sache suchte. Es wird zur Vorbereitung auf den Gegenstand, den wir zu erörtern haben, sich empfehlen, auf einige dieser Beispiele hinzuweisen.

Am ersten Juli 1523 erlebte Brüssel das schaurige Schauspiel, daß zwei lutherisch gesinnte Augustinermönche auf dem Marktplatz als Ketzer verbrannt wurden. Die zuschauende Menge war des Zeuge gewesen, daß sie bis zuletzt standhaft und mutig ihren Glauben bekannt hatten: Gebetsworte hatte man noch aus den Flammen heraus von ihnen vernommen. Der Eindruck, den dieses freudige Sterben auf die Bevölkerung hervorbrachte, war ungeheuer. Es that Eile not, um ihn wieder zu verwischen. Man machte sich an den Henker heran und redete ihm zu, er solle sich doch besinnen, ob die beiden nicht noch zuguterletzt ihren Glauben abgeschworen hätten; aber der Mann wollte nicht lügen und verweigerte dies Zeugnis, zu dem man ihn aufforderte. Aber schon am nächsten Tage wußte ein Franziskaner davon zu predigen, die beiden Gerichteten hätten noch im letzten Augenblick ihren Irrtum erkannt und abgeschworen, und das verdankten sie der Fürbitte der Jungfrau Maria.

Oder ein andres Beispiel. 1527 starb plötzlich der heftige Gegner der Reformation, Hieronymus Emser in Dresden. Seine Freunde berichteten, er sei an einem Schlagflusse gestorben, und bei seiner anerkannten Frömmigkeit sei kein Zweifel, daß seine Seele jetzt den Lohn ihrer treuen Arbeit empfange und die ewige Seligkeit genieße. In lutherischen Kreisen meinte man dagegen die Sache viel besser zu wissen. Von einem Trinkgelage sei er schwer trunken heimgekehrt, habe sich noch gerade auf einen Stuhl niederlassen können und sei unter schrecklichen Lästerworten und greulichen Geberden in des Teufels Namen dahingefahren.

1531 verstarb Zwinglis treuer Mitarbeiter Johann Oecolampad in Basel, schwermütig geworden seit dem plötzlichen Tode seines Genossen auf dem Schlachtfelde von Kappel. Selbst ein Luther konnte sich das trübe Ende dieses Mannes, mit dem er im Streit ums Abendmahl so hart zusammengeraten war, nicht anders erklären, als daß hier der Teufel seine Hand im Spiele gehabt habe.

1539 erfolgte unerwartet der Tod des Herzogs Georg von Sachsen, des eifrigen Gegners der Reformation, für die katholische Partei ein harter Schlag, für die evangelisch Gesinnten in seinem Lande der Wendepunkt, von dem an sie frei aufatmen und zum öffentlichen Bekenntnis ihres Glaubens gelangen konnten. Auch hier begegnen wir alsbald den verschiedensten Versionen über sein Lebensende. Neben den Erzählungen über die natürlichen Ursachen seines Abscheidens geht das dunkle Gerücht her, man habe ihn vergiftet, um den Feind der Reformation beiseite zu schaffen. Aber noch weiter gehen die Berichte auseinander. Während der katholische Theologe Cochläus uns sein Sterben selbst ganz in den Formen katholischer Frömmigkeit schildert, haben die evangelischen Sachsen gar bald von demselben Sterbelager her noch letzte Aeußerungen ihres Landesherrn zu berichten gewußt, die gut evangelisch klingen und ihn als einen schildern, bei dem noch zuguterletzt die lange unterdrückte Wahrheit siegreich durchgebrochen sei.

Zwei Jahre danach starb in Basel, fern von dem ehemaligen Schauplatz seiner schwarmgeistigen Thätigkeit, Andreas Karlstadt, Luthers alter Kollege und nachmaliger Widersacher. Sollte ein so unruhiger Geist eines friedlichen Todes gestorben sein? In der That drangen Gerüchte nach Wittenberg von wunderbaren Erscheinungen, die sein Sterben und sein Begräbnis begleitet hatten. Seltsame Geräusche seien um das Sterbehaus zu hören gewesen, und auch an seinem Grabe seien Stimmen laut geworden wie von bösen Geistern.

Als etliche Jahre darauf im Schmalkaldischen Kriege einer der Stimmführer der Katholiken, der Augustiner Hofmeister, in Süddeutschland auf einer Reise unerwartet starb, da verbreitete sich mit größter Schnelligkeit in den Kreisen der durch die Drangsal der Zeit aufs tiefste erregten Lutheraner, ihnen zum Trost und zum Zeugnis für ihre Sache, die Kunde von dem verzweiflungsvollen Ende, das diesen Verfechter des Papsttums ereilt habe.

Umgekehrt spielt sich dasselbe Stück nach dem Tode des Justus Jonas ab. Während die Zeugen seines Sterbens uns in erbaulicher Weise seinen friedlichen Heimgang geschildert haben, erzählen katholische Schriftsteller noch bis auf den heutigen Tag von seinem jammervollen Abscheiden, um daran zu beweisen, wie schlecht es sich im lutherischen Glauben sterben lasse.

Und um diese Beispiele zum Abschluß zu bringen: als Andreas Osiander, der Mitreformator Nürnbergs, der aber dann durch seine Rechtfertigungslehre Streit und Verwirrung in die Reihen der Evangelischen gebracht hatte, 1552 in Königsberg starb, da schwirrten die verschiedenartigsten Gerüchte über sein Ende durcheinander. Daß er ein friedliches Sterbelager gehabt haben könne, schien seinen erregten Gegnern einfach unglaublich. So wollten denn die einen wissen, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, die andern, er habe noch am Ende „grausam geschrieen“ und „wie ein Ochs gebrüllt.“

Diese aus den Zeugnissen der Reformationszeit herausgegriffenen Beispiele wollen uns daran erinnern, wie außerordentlich geneigt jene Zeit gewesen ist, aus dem Tode der

Gegner Zeugnis und Beweismittel für das Unrecht der fremden und das Recht der eignen Sache zu entnehmen. Sollte es uns da Wunder nehmen, wenn auch der Tod eines Luther in diesem Interesse den Anlaß zu einer Mythenbildung gegeben hätte? Es ist ebenso selbstverständlich, daß alle Bekenner der reformatorischen Lehre erwartungsvoll auf das Ende des Propheten Deutschlands schauten, dessen gewiß, daß auch der Ausgang seines Lebens noch Zeugnis geben müsse für die Echtheit des göttlichen Berufes, in dessen Kraft er seine Lebensarbeit gethan hatte, wie daß seinen zahlreichen Gegnern nichts schwerer fallen mußte, als an ein erbauliches und friedliches Sterben dieses vom Papste gebannten und von ihnen in den Abgrund der Hölle verwünschten Mannes zu glauben. Wir erleben das Merkwürdige, daß schon ein Jahr vor Luthers Tode im Auslande das falsche Gerücht von seinem Abscheiden ausgesprengt wurde und alsbald zu einer Erzählung von seinem Ende und seinem Begräbnis sich verdichtete. Im Frühjahr 1545 erhielt Luther den Druck eines in italienischer Sprache verfaßten Berichtes über sein Ende, aus dem er mit vielem Behagen vernahm, wie sich seine Feinde Gottes Gericht bei seinem Tode dachten. In guter Laune veröffentlichte er selbst unter dem Titel „Eine welsche Lügenschrift von Doctoris Martini Luthers Tod, zu Rom ausgegangen“ diesen italienischen Bericht mit deutscher Uebersetzung und kräftigem Nachwort. Man hat neuestens katholischerseits den Versuch gemacht, Luther selbst die Fabrikation dieses Berichtes über seinen Tod zuzuschreiben, angeblich weil in Italien nichts von dem italienischen Original aufzufinden sei, und weil Katholiken „gar nicht fähig waren, dieses Schandlibell zu verfassen,“ ja man meint sogar Luthers Stil in diesem italienischen Berichte herauserkennen zu können! Daß wir noch den Brief besitzen, mit dem Landgraf Philipp von Hessen den betreffenden italienischen, ihm von Augsburg her zu Händen gekommenen Druck der Lügenschrift Luther übersandte, genirt diese Art historischer Kritik nicht im mindesten. Und man braucht diesen Bericht nur anzusehn, um zu erkennen, daß es sich um eine ganz spezifisch katholische Fabel über sein Lebensende handelt, zu der die Erfindungsgabe eines evangelischen Christen entschieden nicht ausgereicht hätte. Luther selbst würde mit viel kräftigerem Humor sein Ende auszumalen verstanden haben. Die Hauptsache in diesem Berichte ist nämlich, daß Luther noch vor seinem Ende kommunizirt habe, daß aber dann durch ein Mirakel die allerheiligste Hostie, die dieser unwürdige Mensch genossen, sich plötzlich wieder in der Luft gezeigt habe und nun von den Leuten mit großer Ehrerbietung wieder aufbewahrt worden sei. Seinem Verlangen gemäß sei er auf einem Altar der Kirche zu göttlicher Verehrung beigesetzt worden. An seinem Grabe aber sei ein schreckliches Getümmel und Rumoren zu hören gewesen, und als endlich die Leute erschreckt seinen Sarg wieder öffneten, da sei von seinem Gebein nichts mehr vorhanden gewesen und nur ein greulicher Gestank als Erinnerung an ihn zurückgeblieben.

Luther beantwortete diese Fabel mit der Versicherung, es thue ihm an der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse gar sanft, daß ihm der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind seien.

2. Der harmonische Abschluß des Lebens Luthers

Doch ein Jahr darauf, am 18. Februar 1546, war wirklich geschehen, was damals ein feindseliges Gerücht vorweggenommen hatte: die Kunde durchzog die Lande, daß Luther in Eisleben, bei einem Besuch in seiner Vaterstadt, unter seiner Freunde Händen sanft und selig entschlafen sei. Und freudig lauschte das evangelische Deutschland unter aller Trauer den Berichten über den harmonischen, seinem Lebenswerke das Siegel der Wahrheit aufprägenden Lebensausgang.

Wie Luther gelebt hatte, so war er gestorben. Alle charakteristischen Züge seines Wesens, hier traten sie noch einmal aufs deutlichste hervor. Die starke Liebe zur engern Heimat, zu seinem Eisleben und den Mansfelder Grafen hatte den todmüden und siechen Mann bewogen, trotz des Abratens und der ängstlichen Besorgnisse seiner Frau, in bösem Winterwetter am 23. Januar von Wittenberg aufzubrechen. Es galt

ja dort ein Friedenswerk auszurichten, die über allerlei Gerechtsame mit einander hadernden Grafen zu friedlichem Vergleiche zu bewegen und damit der evangelischen Sache zu dienen, daß häßlicher Zwist unter Vettern und Gebrüdern aus der Welt geschafft würde. Der Freundeskreis, der sich in Eisleben um ihn sammelte, Jonas, der Superintendent von Halle, Michael Cölius, der Mansfelder Hofprediger, Johann Aurifaber, Luthers Wittenberger junger Hausgenosse, — auch ein Famulus Ambrosius Rudtfeld, der zugleich Hauslehrer der Söhne Luthers war, war dabei —: sie bezeugen uns den Schatz ernster und heiterer Gespräche, den sie noch hier hatten im letzten Umgang mit ihm heben dürfen. Daneben merkten sie wohl, wie den kranken und lebensmüden Mann die Nöte der Zeit schwer bedrückten, wie er auch für alles, was ihm Feindschaft wider Gott und Werk des Teufels war, sein scharfes, unerbittliches Urteil bereit hatte. Aber sie belauschten den Mann auch bei seinen Gebeten, wenn er abends in der Schlafkammer ans Fenster trat und mit seinem Gott redete. Wahre Perlen sind uns aus diesen letzten Tagen noch in den Briefen erhalten, die er an seine Käthe nach Wittenberg sendete: mit frischem Humor bemüht er sich, ihre bangen Sorgen zu verscheuchen; aber er kann so scherzen, weil hinter diesem Humor das feste, starke Vertrauen auf seinen Gott steht, der es wohl mit ihm machen wird. Viermal hatte er noch in diesen Tagen in Eisleben die Kanzel bestiegen, zuletzt am 14. Februar, dem Sonntag. Am 16. war der Vergleich in der Hauptsache zustande gekommen; am 17. folgte ein zweiter Vergleich nach, an dessen Beratung er zwar nicht mehr teilnahm, den er aber doch noch, zufrieden über das Gelingen, unterzeichnet hat. Noch hatte er am Abend, trotzdem er den Tag in großer Schwachheit meist auf einem Ruhebette zugebracht, an dem Abendessen der Hausgenossen teilgenommen und bald heitere, bald ernste Unterredungen geführt, hatte dann Brustbeklemmungen gespürt, nach Anwendung von erleichternden Mitteln aber noch bis ein Uhr in der Nacht ruhig geschlafen. Dann war er unter neuen Beklemmungen erwacht; die Unruhe des nahen Todeskampfes hatte sich eingestellt. Die besorgten Hausgenossen ließen in der Nacht noch einen um den andern wecken, der an das Sterbelager gerufen wurde, zwei Aerzte, den Grafen Albrecht und seine Gemahlin, auch der Hauswirt fand sich herzu — allmählich füllte sich der Sterberaum immer mehr, sodaß nachher schwer zu sagen war, wer alles noch beim Augenblick des letzten Atemzuges zugegen gewesen oder erst herzugekommen war, als man bereits um den Leichnam versammelt stand. Sämtliche anwesende Fürstlichkeiten, Fürst Wolfgang von Anhalt, die übrigen Mansfelder Grafen, ein Graf von Schwarzburg, viele Herren aus ihrem Gefolge, die Dienerschaft des Hauses — sie alle kamen zur Stelle; manche freilich erst, als der Todeskampf vorüber war. Herzinniges Gebet hörten die Umstehenden noch aus seinem Munde, dann kurze Gebetsseufzer, dann sein deutliches „Ja“ auf die Frage der Freunde: Wollet Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig bleiben? Dann wards eine Weile ganz stille — schlief er, oder wars schon vorbei? Dann tiefes Atemholen, und der Kampf war beendet. Es war ungefähr drei Uhr morgens.

So der Bericht der Augenzeugen. Auf kurfürstlichen Befehl stellten bald hernach die drei bei dem Sterben zugegen gewesenen Theologen, Jonas, Cölius und Aurifaber, einen eingehenden Bericht über die letzten Tage und Stunden Luthers zusammen, der vier Wochen nach seinem Tode im Druck erschien. Dieser, auf so vieler Zeugen Aussage gegründete Bericht hat denn auch auf katholischer Seite im großen und ganzen Glauben gefunden; man vermochte ihn nicht umzustoßen. Die beiden deutschen Lutherbiographen des 16. Jahrhunderts von katholischer Seite, Cochläus 1549 und Ulenberg 1589, haben ihrer Darstellung einfach diesen Bericht der Augenzeugen zu grunde gelegt, ihn im einzelnen bemäkelt, aber in der Darstellung der Thatsachen selbst völlig unbeanstandet gelassen. Ebenso hatte wieder die zahlreiche katholische Lutherlitteratur unsers Jahrhunderts, — es genügt Döllinger und Janssen zu nennen — trotz aller Gehässigkeit, mit der sie Luthers Leben zu entstellen sich angelegen sein ließ, zwar alle schönen anmutenden Züge aus

dieſem Bilde möglichſt durch Verſchweigen entfernt, aber doch die Thatſächlichkeit jenes Berichtes unangefochten gelaſſen.

G K

Zwei kirchliche Feſttage in Philadelphia

2*)

Andern Tages — es war der vierte Oktober — fand draußen in Mount Airy die Doppelfeier der Einweihung des neuen Seminargebäudes des evangeliſch-lutheriſchen Generalkonzils gleichzeitig mit dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum dieſes Seminars ſtatt.

Wie überallhin waren die einſt ſo hochgehenden Wellen eines verwäſſerten Rationalismus am Beginne des Jahrhunderts auch an die amerikaniſche Küſte vor- und tief in das Leben der lutheriſchen Kirche des Landes, die in der Generalſynode zuſammengefaßt iſt, eingedrungen. Der geiſtige Zuſammenhang mit der Reformation war gelöſt, weil nur loſe und gelockert das Band war, das jene ſelbſtbewußten Kinder ihrer Zeit mit der ewigen Wahrheit des Evangeliums verknüpfte. Auch die folgende Strömung einer Erfriſchung chriſtlichen Lebens und die damit in innerer Verbindung ſtehende vertiefte Erfaſſung wie des Evangeliums ſo auch der reformatoriſchen Grundgedanken ſchlug an die Küſte Amerikas an und bewirkte eine ſchärfere Gegenüberſtellung, endgiltig eine Sonderung der in der Generalſynode herrſchenden Anſichten. Um das Augsburger Bekenntnis entbrannte der Kampf; während des Kampfes, wie ſo oft, verſchärften ſich die Gegenſätze. Auch die Sprachenfrage wurde in den Streit gezogen. 1864 auf der Synode zu York kam es zum Bruch; die Sendboten der pennſylvaniſchen Synode ſchieden aus; zwei Jahre ſpäter auf der Konvention zu Fort Wayne erhielt dieſes Ausſcheiden ſeine offizielle Gutheißung, befremdlicherweiſe bei dem Austrag einer nebenſächlichen Formfrage. Der äußere Anlaß legte aber nur einen tiefgehenden innern Gegenſatz bloß.

Der erſte Schritt, den die nun abgelöſte pennſylvaniſche Synode, aus der das Generalkonzil hervorging, that, war die Gründung eines eignen Seminars. Unter recht kümmerlichen Verhältniſſen wurde es vor einem Vierteljahrhundert in einem Hinterhauſe mitten in lärmiger Verkehrsgegend der Stadt Philadelphia eröffnet. Elf Studenten fand D. Mann, einer der vier berufenen Profeſſoren, der auch heute noch dieſes Amtes waltet, an jenem Morgen in der beſcheidnen Hinterſtube vor; die jungen Leute um einen ovalen Tiſch zuſammengedrängt, einer kleinen Familie in ſorgenvoller Lage nicht unähnlich. Und doch ſollte ſie ein fruchtbringendes Senfkorn ſein. Zwei Jahre ſpäter ſchon ſiedelte das Seminar in ein eignes Haus in der Franklinſtraße über; wiederum nach ſieben Jahren erwies ſich die Wohnſtätte für das auf ſechzig Studenten angewachſene Seminar zu klein; ein Auf- und Ausbau mußte den verfügbaren Raum verdoppeln. Der hielt ein Jahrzehnt vor, die wachſende Zahl zu herbergen. Schon zum Lutherjubiläum 1883 war ein Neubau geplant; da die erwarteten Mittel nicht zuſammenkamen, mußte die Ausführung hinausgeſchoben werden. Jetzt endlich hatte „die Schwalbe ihr Neſt gefunden, da ſie ihre Jungen hecken kann." Draußen weit vor der Stadt — die Eiſenbahn braucht mehr wie eine halbe Stunde, in eiliger Fahrt den Ort zu erreichen —, nun aber nach der neuern Einteilung, die Philadelphia einen London gleichkommenden Flächenraum zuweiſt, doch innerhalb des Weichbildes der Stadt liegt in reizender, ländlicher Lage und auch noch Stille Mount Airy. Am Anfang des Jahrhunderts ſtand hier eine Militärvorbereitungsanſtalt. Der Beſitz war ſpäter Privateigentum eines reichen Mannes geworden, der ſich auf ſeinem Gute ein behäbiges Herrenhaus mitten in einem von prächtigem Baumſchlag beſtandnen Park baute. In raſchem Zugreifen erwarb das Generalkonzil das feilgebotene Beſitztum mit einem Anweſen von ſieben Ackern Landes um den Preis von etwa 130000 Mark. Das Haupthaus forderte nur geringen Umbau für die Vorleſeräume; dagegen wurde mitten unter den Bäumen des Parkes ein geräumiges Wohnhaus für die Studenten errichtet, ein mächtiger dreiſtöckiger Bau mit zwei Seitengebäuden, 108 Fuß lang, 110 Fuß tief, mit ſeinen grauen Quadern aus den Steinbrüchen von Cheſtnut Hill, umrahmt von Steinen aus dem nahegelegnen Germantown, wie eine kleine Feſtung anzuſehn. Achtzig Studenten finden bequeme Unterkunft; ſo ſind ihre Kameraden in Deutſchland ſelten untergebracht. Meiſt ein für zwei Mann gemeinſames, geräumiges Arbeitszimmer, zur Linken und zur Rechten eine anſtoßende Schlafkammer für den Einzelnen; dazu dann noch im Hauſe allen zugängliche Leſe- und Plauderräume.

Es war ein köſtlicher Herbſttag, an dem man den Lobpreis des Amerikaners verſtehen lernte, daß es keine ſchönere Jahreszeit gebe als den Herbſt, daß man ihn aber auch in ſolch reizvoller Schöne nur in ſeinem gefeierten Vaterlande zu koſten bekomme. Das noch volle Laub ſtrahlte in prächtigen Farbentönen wieder vom ſaftigen Grün bis ins Gelbliche, bis ins volle Rot. Vom wolkenloſen blauen Himmel leuchtete eine ſo warme Sonne hernieder, daß die ganze Feſtfeier im Freien gehalten werden konnte. Mit raſcher Hand waren auf der vor der Veranda des Hauſes ſich ausbreitenden Wieſe einfache Bänke für zweitauſend Menſchen hergerichtet; die alten kräftigen, dichtbelaubten Bäume, welche die Wieſenfläche umſäumten, boten erwünſchten Schatten; die Veranda ſelbſt diente den Vorſtandsmitgliedern als bequemer Sitz, den Rednern als günſtig gelegner Standort, in der milden, linden Luft ihr Wort an den weiten Kreis der Zuhörer verſtändlich dringen zu laſſen. Das Haus war feſtlich geſchmückt, das Sternenbanner wehte über den Plätzen des Vorſtandes. Wer nur immer von den alten Zöglingen aus der Nähe und auch Ferne ſich aus ſeinem Berufsleben losreißen konnte, war zu dieſem Ehrentage der alma mater herbeigeeilt: ein herzliches Grüßen der ſchon lange Getrennten, eine warme, freudige Teilnahme an dem Wohlergehn der geiſtigen Nährmutter.

Freilich konnte ein aufmerkſames Auge und Ohr in der Tiefe eine leiſe Unterſtrömung bemerken, die auf eine noch nicht überwundene, vielmehr jetzt mit erneuter Kraft anhebende Kriſis hinweiſt. Es iſt die ernſte Sprachenfrage, die zum bedeutſamen Austrage zu bringen gerade dieſem Zweige der lutheriſchen Kirche in Amerika vorbehalten zu ſein ſcheint. Die Frage greift tiefer, als etwa nur der unaufhaltſam vordringenden Herrſchaft und Uebermacht der engliſchen Sprache über die deutſche ſich entgegenzuſtemmen oder klugerweiſe zu fügen. Für mich, den nach mehr als einer Seite hin unbeteiligten Zuſchauer, erhob ſich aus dieſer Frage die andre, feſſelndere: Inwieweit wird es möglich ſein, mit dem Aufgeben der deutſchen Sprache die warme, lebendige Fühlung mit dem deutſchen Reformator zu bewahren? Luther iſt eine der gewaltigſten Ausprägungen des deutſchen Weſens; die nach ihm genannte Kirche hat ſich — vielleicht ihr zum Verhängnis — aufs Innigſte und Herzlichſte an dieſe Rieſengeſtalt angeſchmiegt, iſt mit ihr verwachſen. Wo nun im Laufe ihrer Lebensführung eine Tochter dieſer Kirche, vom heimiſchen deutſchen Boden losgelöſt, nun auch die deutſche Sprache dranzugeben ſich genötigt ſieht, wird ihr dann nicht allmählich auch Fühlung und Verſtändnis der ſcharf ausgeprägten Perſönlichkeit, die die Kirche mit zäher Liebe feſtgehalten hat, verſchwinden? Wird die Kirche im weitern Verlaufe die Möglichkeit und auch Luſt bewahren, die eine Seite dranzugeben und die andre — wenn ich ſo ſagen darf — kirchliche Seite treu und lebensvoll zu bewahren? Wird dieſe für das kirchliche Leben ſo viel wichtigere Seite nicht auch in einen unvermeidlichen Wandlungsprozeß hineingeraten, der ſie je länger je mehr der kirchlichen und theologiſchen Entwicklung der deutſchen heimatlichen Kirche entfremdet? Es hat ſich denn doch das Leben der Kirchen, die von Luther Anregung und Gepräge erhielten, anders geſtaltet, als das der Schweſterkirchen, die auf Calvin hinweiſen; mit der gewonnenen Anregung iſt das Maß der Verquickung mit der Perſönlichkeit und auch Volkseigentümlichkeit des Reformators ein bedeutſam unterſchiedliches.

---

*) Vgl. Nr. 1 dieſes Jahrgangs.

Die Missouri-Synode steht dank der weitern Ferne im Westen und weil ihrem hauptsächlichsten Arbeitsfelde noch fort und fort die frische Einwandrung der Deutschen zuströmt, dieser Krisis noch ferner als das Generalkonzil, das zumeist auf einem alteingesessenen Boden zu arbeiten hat, auf dem der sprachliche Wandlungsprozeß sich in rascher Zunahme unaufhaltsam vollzieht. Aber damit ist für die Missourier diese Krisis nicht aufgehoben, nur aufgeschoben; Jahrzehnte zählen im Leben einer Kirche wie einzelne Jahre im Leben eines Menschen. Würde das Generalkonzil sich dem Prozeß durch eigensinniges Festhalten an der deutschen Sprache entziehen wollen, so würde es seine nur noch englisch redenden Gemeindeglieder in die englische Kirche drängen und die schwere Verantwortung auf sich nehmen, die ihm vertraute Herde in der allein noch ihr verständlichen Sprache nicht zu pflegen. Doch genug des abschweifenden Gedankenzuges, der freilich die Verhandlung des Tages, das Gespräch mit hervorragenden Gliedern mehr wie einmal anregte.

Die Feier begann mit dem Choral „O heiliger Geist, kehr bei uns ein"; das zur Austeilung gelangte Programm bot dieses und alle folgenden Lieder in beiden Sprachen, und so wurden sie auch gesungen; mich wollte bedünken, als ob in meiner Umgebung die englischen Laute vernehmbarer waren als die deutschen. Bei der sich anreihenden Liturgie war mir in einzelnen Teilen eine starke Anlehnung an die Liturgie der englischen Staatskirche auffällig, als ob schon an dieser Stelle des Gottesdienstes ein Einfluß sich geltend mache, der weiterhin auch auf das kirchenregimentliche und dogmatische Gebiet übergreifen kann. Professor Mann, gegenwärtig schon siebzig Jahre alt, aber noch immer eine kräftige, geistesfrische und an Leib und Seele gesunde Persönlichkeit, hielt die Schriftverlesung in deutscher Sprache; Pastor Seiß dagegen, der Vorsitzende im Verwaltungsrat des Seminars, vollzog den Weiheakt mit der sehr ansprechenden Eröffnungsrede in englischer Sprache. Eine würdevolle, vornehm pastorale Erscheinung ist Seiß, so recht das Bild eines englischen Bischofs, ein Mann von sechsundsechzig Jahren, hochbegabt, durch eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit auch in Europa bekannt und auch geschätzt, namentlich durch seine eingehenden apokalyptischen Studien in den gegenwärtig mit den dahin einschlagenden Fragen eifrig beschäftigten weiten Kreisen. An diese Rede des in Amerika bereits gebornen Deutschen reihte sich die längere, ebenfalls englische Ansprache von D. Krotel, auch Württemberger von Geburt, aber als Knabe schon eingewandert und der englischen Sprache wohl mächtiger als der deutschen. Er war unter den ersten Lehrern des Seminars, hatte dann als Vorsitzender des pennsylvanischen, darauf des Newyorker geistlichen Ministeriums und endlich des Generalkonzils neben seinem Pastorat in New-York den regsten Anteil an der Entwicklung des Seminars genommen und bot eine reiche und auch interessante Blumenlese von Erinnerungen aus dem Leben der Anstalt in beredter, stellenweise launiger Rede. Pastor D. Späth, der gegenwärtige Vorsitzende des Generalkonzils, schloß den Reigen der Festredner des Vormittags. Wir haben bereits auf die hervorragende Stellung dieses hochbegabten Mannes hingewiesen; auch er ist ein Württemberger. Das Heimatland der Brenz und Jakob Andreä hat tüchtige Söhne und Vertreter gerade an diesen Zweig der lutherischen Kirche in Amerika abgegeben; in ihrem Bekenntnisstande halten sie strenger und entschiedner an den erwähnten Vorbildern, als heutzutage ihre Landsleute in der alten Heimat; im persönlichen Verkehr habe ich mich an der weitherzigen, offnen und frommen echten Schwabennatur dieser Männer wohlthuend und anheimelnd erfrischen können. Späth ist eine zu franke, freie Natur, um nicht offen seinen Finger an den empfindsamen Punkt der anhebenden Krisis zu legen. Er hielt seine Rede in deutscher Sprache; sie bekundete durch und durch deutsches Wesen, und dennoch betonte sie mit aller Entschiedenheit die Notwendigkeit, vor dem Eindringen der englischen Sprache nicht den Kopf zwischen die Flügel zu verstecken, sondern dem unaufhaltsamen Verhängnis mannhaft zu begegnen. Er hatte scharfen Tadel für die deutschen Familien bereit, die hastig ihr deutsches Erbe mit der Muttersprache über Bord werfen und nicht rasch genug im Hause, in der Kindererziehung sich amerikanisiren können. Liefert die Familie einen nur der englischen Sprache mächtigen Nachwuchs, so hat die Kirche — das war des Redners Ansicht — die Pflicht, mit der auch für Späth beklagenswerten Thatsache zu rechnen. Der Apostel Paulus, so will es mich bedünken, würde auch diesen amerikanisirten Leuten ein solcher Amerikaner geworden sein, um nur ja etliche selig zu machen. Beachtenswert ist, daß dieser entschiedne Verfechter des von dem Generalkonzil eingeschlagnen Weges in seinem eignen Hause und unter seiner großen Kinderschar allein die deutsche Sprache als Muttersprache gelten läßt und dies unter Verhältnissen, die den beiden Frauen des Mannes das Opfer auferlegte, eine ihnen ungeläufige Sprache sich anzueignen. Ob der von dem Generalkonzil eingeschlagne Weg der allein mögliche sei, ist eine andre Frage, die von nicht wenigen auf dem gleichen Standpunkte Stehenden verneint wird. Alle stimmen überein, daß es ungemein mißlich und den Studiengang für Lehrer und Schüler erschwerend ist, den Vortrag in beiden Sprachen halten zu müssen. Vielleicht ist dies nur ein Uebergang von ein paar Jahrzehnten bis zur allgemeinen Herrschaft der englischen Sprache; dann freilich werden die vorhin geäußerten Bedenken und Fragen zur Lösung entschieden in den Vordergrund treten. Auch diese schlichte Berichterstattung ist schon wieder mitten in die Sprachenfrage hineingeraten, ein rechtes Spiegelbild der gegenwärtigen Gärung und Strömung innerhalb dieses Zweiges der lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten.

Das Bedürfnis nach einer kleinen leiblichen Ausspannung und Erfrischung hatte sich geltend gemacht. Emsige Frauenhände brachten es zu Wege, die wohl zweitausend hungernden Festgäste zu speisen. Die dafür zugerichteten Räume im alten Herrenhause reichten wohl zu einer gleichzeitigen Bewirtung der großen Schar nicht aus; aber während ein Teil das Seminar besichtigte oder im Park mit seinem wunderschönen Baumschlag sich erging, waren die Tische voll und eng besetzt, und auch die letzten fanden noch unerschöpfte Vorräte vor.

Ebenso unerschöpflich schien der Redestrom, der sich während der Eßpause aufstaute, um dann wie ein zurückgehaltener Bach mit verstärkter Gewalt über den durchbrochnen Damm loszugehen. Die Amerikaner sind womöglich noch redseliger und hörgeduldiger als die Deutschen, und amerikanische Prediger stehen in der Länge des Redens ihren deutschen Amtsbrüdern in nichts nach. Nicht weniger wie neun Sprecher waren für den Nachmittag eingetragen; dazwischen Gesänge u. s. w. Es sollten nur Ansprachen sein; aber das Herz dieser Männer, zum größten Teil Söhne der alma mater, war übervoll und ergoß sich in langen Reden, meist englisch, oft launig, auch derb, aber überall eine warme Pietät für die Kirche, für die Anstalt, für die Studiengenossen bekundend, für die einstigen Zöglinge schöne, traute Erinnerungen weckend, dem Fremden aber denn doch auf die Dauer eine Ermüdung.

Ob alle die neun zur Sprache gekommen, ob vielleicht gar noch, von der Redelust angesteckt, weitere hinzugekommen, weiß ich nicht. Die Menge kam und ging, und wenn auch wechselnd, waren doch immer Hunderte aufmerksam um die Rednerbühne geschart. Ausgehalten bis zuletzt und bis zuletzt auch in ungetrübtem, freundlichem Lächeln hat, glaube ich, nur die liebe, warme Sonne und die schweigsamen, prächtigen Bäume und die ganze so köstliche Herbstlandschaft. Mit zweien der Festredner des Vormittags machte ich mich gegen fünf Uhr auf nach Hause, den Abend gemütlich im echt deutschen Kreise eines der Professoren verbringend.

H Dalton

Kaiserin Augusta

2. Samaritertum

Nur eine echt christliche — und das heißt immer eine erhabene — Auffassung von der Bedeutung der Dinge konnte die Kaiserin dahin führen, der Aufgabe des erbarmenden Eindringens in alle Gestalten des leiblichen und sittlichen Elends und des erbarmenden Hilfebringens die erste Stelle in ihrem Tagewerke anzuweisen und ihre besten Kräfte zu weihen. Der Vielseitig-

keit und der äußern Ausdehnung dieses Wirkens aber lag der königliche Gedanke zu Grunde, über das weite Reich des Elends und der Schmerzen — so viel an ihr war — ein Reich des Trostes breiten zu wollen.

Dieses Wirken der Kaiserin verlangt eine besondre sachkundige Darstellung; es bildet ein charakteristisches Kapitel der Geschichte unsrer Tage, deren besondre Konstellationen und Lebensbedingungen darin zum Ausdruck kommen. Hier sei nur einiges erwähnt.

Selbstverständlich war der Kaiserin, daß sie den verschiedensten bereits entstandnen oder ohne ihr Zuthun entstehenden Vereinen und Anstalten, seien sie der Förderung des materiellen Volkswohls gewidmet, wie Volksküchen, Asyle, Krankenhäuser, Darlehns- und Sparvereine, oder der Erziehung zum Guten, der Aufrichtung aus sittlichem Verfall, ihre Hilfe und ihre anregende Teilnahme zuzuwenden habe und zuwendete.

Ihre eignen Schöpfungen, denen sie den Charakter aufgeprägt und denen sie mit ihrer königlichen und mütterlichen Kraft unablässig gedient hat, lagen auf dem Gebiete der höhern weiblichen Erziehung, der mustergiltigen Krankenpflege und der bereiten, organisirten, freiwilligen Hilfe bei besondern Landeskalamitäten, insbesondre für den Krieg.

Das von der Kaiserin gegründete Augustastift zu Charlottenburg bei Berlin giebt wenig — je nach ihrer Vermögenslage gegen oder ohne Entgeld — Töchtern höherer Stände eine Heimstätte, in der bei freundlichem, mütterlichem Wohlwollen der Führung edler Ton und feiner Anstand des Benehmens zur unveräußerlichen Gewohnheit werden und den Zöglingen an Wissen und Fertigkeiten zu eigen werden soll, damit sie sowohl das eigne Haus, wenn ein solches ihnen zu teil wird, mit feiner und sicherer Hand führen, als in helfender Stellung in fremdem Hause und Familienkreise nützlich werden und sich harmonisch den Formen der besten Gesellschaft gemäß einfügen können.

Auch das großartige von der Kaiserin gestiftete Augusta-hospital, dessen Pflege Angehörigen aller Stände zu teil wird, trägt ein aristokratisches Gepräge, sofern die Stifterin vorzugsweise Frauen der höhern Stände, Damen aus dem Adel des Landes die obern und die mittlern leitenden Stellungen übertragen und auch das Aeußere des Hauses und der Einrichtung den heimischen Gewohnheiten solcher Samariterinnen angepaßt hat. Der Dienst an den Kranken sollte nicht ein durchaus asketisches Leben verlangen, wenn er auch, oder vielmehr weil er mit völliger rückhaltloser Hingebung geleistet werden muß; und es entspricht dem großen Kombinationssinn und dem praktischen Umblick der Stifterin, wenn wir annehmen, daß sie Frauen von vornehmer Gewöhnung zu den schlichtesten Aufgaben des Christenlebens heranziehen, zugleich aber die Zartheit des Benehmens, die Haltung und Selbstbeherrschung, die in der höhern Gesellschaft gepflegt werden, auf eine Berufsübung beispielgebend wirken lassen wollte, die sowohl mit Helferinnen als mit Leidenden auch aus den niedern Ständen in Berührung bringt.

Heimisch war es der Kaiserin zu Mute, wenn sie, wie oft und auch noch bei immer mehr schwindenden Kräften geschah, die beiden so verschiedenen Stätten ihres Wirkens betrat: als die treue Mutter ihrer Pfleglinge wurde sie von Jugend und Alter, von Kranken und Gesunden mit zutraulicher Ehrfurcht empfangen. Wie oft hat sie in der Kapelle des Augustahospitals ihre gottesdienstliche Erbauung gesucht, wie oft die Krankensäle durchschritten, Klagen anhörend und Trost zusprechend, Wünsche erfragend und in sinniger Weise erfüllend, ohne Scheu vor wehevollem oder selbst Widerwillen erregendem Anblick, die Nerven niederhaltend, um der Liebe ihr Recht zu geben! Und wie geborgen und gehoben fühlten sich die in ihrer Obhut heranreifenden Zöglinge des Augustastifts, wenn die Kaiserin erfreuten Blicks bei ihnen weilte und ein lobendes oder weihevolles Wort an sie richtete, mochten sie auch nicht ohne einiges Bangen vor dem Auge erscheinen, vor dem nur die edelste und feinste Haltung bestehen konnte!

Das großartigste und weitverzweigteste Werk der Kaiserin aber ist der Vaterländische Frauenverein. Der der Genfer Konvention von 1863 zu Grunde liegende Gedanke, daß durch

organisirte, freiwillige Hilfsthätigkeit an Freund und Feind Milderung der Leiden der im Felde Verwundeten erstrebt werden müsse*), hatte auf Anregung der Königin im Jahre 1864 den „Verein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger" ins Leben gerufen, der seitdem unter ihrem Protektorat bestand. Eine umfassende Thätigkeit entwickelte er zuerst während des Krieges von 1866. Nach geschlossenem Frieden verband die Königin die Hilfsarbeiterinnen dieses Vereins zu einer auch während des Friedens andauernden, die Kriegshilfe durch Ausbildung von Pflegerinnen und Herstellung vorschriftsmäßigen Verbandzeuges vorbereitenden, aber auch Linderung andrer außerordentlicher Landeskalamitäten anstrebenden Thätigkeit: bei Epidemien, bei Mißernten, bei Feuers- und Wassersnöten, die einzelne Gegenden des Vaterlandes schädigten, sollte der Verein helfend eintreten. Eine so weitgespannte Aufgabe führte dazu, den unmittelbar unter der Leitung der Königin stehenden Verein zu Berlin als Zentralorgan patriotischer Frauenhilfe zu konstituiren und von anderen, bereits bestehenden oder als Zweige des Hauptvereins ins Leben zu rufenden Vereinen in allen Teilen Preußens Zuschüsse zu verlangen; aus dem Sammelfonds des Hauptvereins sollten dann, je nach eintretendem örtlichen Bedarf, größere oder kleinere Summen rasch den Bedrängten zufließen.

Nach und nach zog der Zentralverein immer mannigfaltigere menschenfreundliche Zwecke in seinen Bereich: Förderung der Krankenpflege, Pflege verwahrloster Kinder, Unterstützung von Waisenhäusern und andern zur Linderung von leiblicher und sittlicher Not bestimmten Einzelbestrebungen.

Bei diesem Programm des Vereins konnten sich ihm aus allen Landesteilen die verschiedensten Wohlthätigkeitsverbände angliedern; im April 1889 hatten sich bereits siebenhundert Zweigvereine aus ganz Deutschland angeschlossen.

In der ihr eignen weihevollen, klaren, warmen und führenden Weise sprach sich die Kaiserin in dem Diplom aus, das sie den Zweigvereinen erteilte:

> Unser Verein dient im Kriege dem Volke unter den Waffen, im Frieden der Linderung der Not, wo und wie eine solche unerwartet herantritt.
>
> Der Vaterländische Frauenverein hemmt keine Wohlthätigkeit, die bereits ihren Wirkungskreis besitzt; er nimmt vielmehr eine jede in sich auf als höchster Ausdruck jener Vaterlandsliebe, durch welche die Männer siegen, die Frauen trösten, und die, ein Erbgut deutscher Gesinnung, allen Pflichten aufopfernder Nächstenliebe entspricht. Immer weiter verbreite sich das Netz der Zweigvereine, immer gesegneter sei ihr Beruf!

Nicht von allen Seiten ist sofort zugegeben worden, welche fördernde Bedeutung es für die gesamte Hilfsthätigkeit der Wohlhabenden an die Bedürftigen haben könne, wenn eine Zentralstelle vorhanden sei, zu der die einzelnen Anstalten und Verbände in wechselseitigen materiellen und geistigen Austausch träten. Mit Recht konnte man sagen, daß das Gedeihen der meisten Verbindungen der Art auf individueller Tüchtigkeit, auf dem persönlichen Eifer von Einzelnen beruhe, die ihre Urheber oder Leiter seien, und daß bei örtlichen Notständen in deren nächstem Umkreise der Gemeinsinn mächtig zu erwachen pflege und eine Hilfsbereitschaft entwickele, die, wenn fremde Hilfe ein für allemal gesichert sei, erlahmen würde. Ist es denn aber unvermeidlich, daß die besondre, individuell geleitete Vereinigung, daß die lokalpatriotische Hilfskraft durch die Verbindung mit einem begehrenden wie gewährenden Zentralinstitut ihr Gepräge und ihr Feuer einbüße? Gewiß nicht. Vielmehr wird ein lebendiger und anregender persönlicher Mittelpunkt — besonders wenn dessen Seele eine mächtige, im Notfall über Organe der Staatsgewalt gebietende Fürstin voll begeisterten Eifers für die Sache ist — weckend auf die in der Peripherie etwa noch schlummernden Kräfte wirken. Und wenn, wie es im Vaterländischen Frauenverein geschieht, die Zweigvereine ihre Abgeordneten, sowohl Frauen wie Männer, zu den Generalversammlungen entsenden, bei denen jedem das Gesamtbild der im Vaterlande verbreiteten und verstreuten Nöte und Hilfsbestrebungen aus den Berichten und Unterstützungsgesuchen der Krankenhäuser, der Erziehungs-, der Beschäftigungs-, der Besse-

*) Henri Dunand, Souvenir de Solferino.

rungs=, der Pflegevereine entgegentritt; wenn die Delegirten einander den Einblick in Art und Geist der durch sie vertretenen Verbände gewähren: wie sollte es dann ausbleiben, daß die empfangenen Eindrücke, die der Einzelne in die Heimat mitnimmt, hier ermutigend und erfreuend, dort vielleicht beschämend und demütigend wirken? Sicher aber wird das Gefühl des Zusammenstehens gegen innere und äußere Not den Entschluß des Beharrens stärken, und niemand wird nach Hause gehen, ohne gelernt zu haben.

Uebrigens hat der Hauptverein, nachdem er die Kräfte an sich gezogen und gesammelt hat, auch dezentralisirt; er hat Provinzialverbände ins Leben gerufen, welche selbständig wirkende Stationen zwischen dem Hauptverein und den Zweigvereinen bilden.

Für Kriegszeiten war der Vaterländische Frauenverein statutenmäßig dem Verein von 1864 unterstellt, der nach und nach seine ausschließlich den Zwecken der Genfer Konvention dienenden Filialen über ganz Deutschland verbreitete. Die Thätigkeit dieser Vereine lag der Protektorin auch in dem sie stets beseelenden Interesse am Herzen, den Gesichtspunkten und Motiven der Politik und den nationalen Antipathieen mildernde Gegengewichte zu geben. Sie war es, die den Impuls dazu gab, daß die erste internationale Konferenz der bei der Genfer Konvention beteiligten Regierungen 1869 in Berlin abgehalten wurde.

Wendete die Kaiserin allen Verbündeten „unter dem roten Kreuz" ihre unablässige Fürsorge zu, ließ sie es sich angelegen sein, die Gesamtheit und die Einzelnen fühlen zu lassen, wie sie ihre Arbeit würdige, und hat sie, bis Kraft und Stimme ihr völlig versagten, jede der Jahresversammlungen des Vaterländischen Frauenvereins, bei denen auf ihren Anlaß stets auch die Beschlüsse der nur auf die Zwecke der Genfer Konvention bezüglichen Vereine zur Sprache kamen, mit einem warmen, anfeuernden Segenswunsch geschlossen, so war in Zeiten besondrer Landesnot, namentlich des Krieges, ihre eigne Mitarbeit eine doppelt eingreifende und unablässige.

Davon wissen alle Lazarethe zu sagen, die während des Krieges von 1870—71 in Berlin den im Felde Verwundeten Aufnahme und Pflege gewährten, Franzosen wie Deutsche. Wenn bei der unerwartet über die entscheidenden Siege hinaus verlängerten Dauer des Krieges andre Besucher und Geber ermüdeten — die Kaiserin blieb sich gleich; kein Wetter war ihr zu rauh, keine Fahrt zu beschwerlich, um an Ort und Stelle durch ihr Erscheinen den treuen Pflegerinnen und Arbeiterinnen ihre Anerkennung zu bezeugen, um dem Elende der Verwundeten ins Auge zu sehen und durch Gaben und Worte ihre Leiden zu lindern, ihre Hingebung zu lohnen. Und weit entfernt, die Einrichtungen, die man, so gut man es verstand, hergestellt hatte, zu kritisiren und in das Thun der Einzelnen eingreifen zu wollen, nahm sie nur ihres hohen Rechtes wahr, durch ihr eignes Vorbild zur Ausdauer zu mahnen. Welche eignen Körperbeschwerden, die ja fast unausgesetzt durch ihre späteren Lebensjahre gingen und zur Verwunderung der Aerzte getragen wurden, sie dabei überwand — davon sollte niemand erfahren.

Man hat gesagt, Kaiserin Augusta sei eine Diakonissin in Purpur gewesen. Das ist nicht bezeichnend für das ihr einzig Eigne, eigenartig Vorbildliche ihres Samaritertums. Vielmehr, daß sie aus der königlichen Höhe ihrer geistigen Bildung, aus der Atmosphäre des Wissenschafts= und Kunstbereichs, dessen edelste Blüten ihr unablässig zu Genuß und Würdigung dargeboten wurden, sich zu den schlichten, elementaren Beziehungen von Mensch zu Mensch in voller Hingebung zurückwendete, daß die Not des kleinsten Einzelnen ihr Gegenstand tiefsten Interesses wurde, das kann der Nacheiferung unsrer bildungsstolzen und bildungsfrohen Zeit nicht genug empfohlen werden.

So wirkte geistiger Adel und Hoheit des Sinnes als Charisma; denn der mit dem Unglück versöhnende Eindruck ihres teilnehmenden Zuspruchs und Eingehens wurde dadurch erreicht, daß die Geprüften ahnten und fühlten, aus welcher geistigen Höhe diese „Diakonissin" sich über sie neigte.

Wer aber sagte, die verewigte Kaiserin sei ganz Herz, ganz Gefühl gewesen, der würde ihr Bild verwischen und der Wahrheit nicht die Ehre geben: Verstand, Ueberlegung, Ueberzeugung und ein dadurch geleiteter Wille wirkten mit dem Gefühl zugleich auf ihr Handeln und Bezeigen. Darum hat ihre Haltung in andern als intimen Kreisen nie jene weiche und fließende Form angenommen, die einem vorzugsweise mit den spezifisch weiblichen Gaben ausgestatteten Wesen eigen gewesen sein würde.

Aber ein Großes verdankte das Verhalten der Kaiserin diesem Zusammenwirken verschiedenartiger Motive: die Unabhängigkeit vom Wechsel der Stimmungen, die unentwegte Treue, welche vor andern jene zu bezeugen und zu rühmen wissen, die den Wechsel fürstlicher Gunst anderweit zu erfahren gehabt haben: „Die Kaiserin ist treu" — das ist die Erfahrung und das Zeugnis nicht eines Einzelnen, sondern vieler gewesen, die nicht umhin gekonnt haben, aus Ueberzeugung hie und da ihren Wünschen sich zu versagen und dennoch ihren guten Glauben und ihre tief menschliche Teilnahme sich erhalten sahen.

„Die Kaiserin ist treu" — das haben alle erfahren, die einmal Gegenstand ihrer Fürsorge oder zur Mitarbeit an ihren Werken berufen waren, auch alle die, welche nur dienend in ihren Tageslauf — und das hieß in ihr Tagewerk — verflochten waren und ihr bis ans Ende Treue mit Treue vergolten haben.

Nicht am letzten aber mußte dieser Grundzug ihres Gemüts und Charakters dazu wirken, ihr Leben in der Familie segensreich und immer segensreicher und schöner zu gestalten.

Ch M D

Die Wehrpflicht=Petitionen

Kaum war durch die einmütige Bewegung in der gesamten deutschen evangelischen Geistlichkeit der Antrag „Huene," sie von der Wehrpflicht zu befreien, zu Falle gebracht worden, als der Abgeordnete Windthorst im Abgeordnetenhause eine Gelegenheit ergriff, zu bestreiten oder wenigstens zu bezweifeln, daß wirklich die evangelische Kirche jenes Danaergeschenk abgelehnt habe. Kein Wunder: der Unterschied zwischen den beiden Konfessionen ist durch ihr verschiednes Verhalten in dieser Sache so plastisch zum Ausdruck gekommen, daß die Konsequenzen für die zukünftige Behandlung von Kirchenfragen gar nicht abzusehen sind. Klüglicherweise sucht man es daher schon jetzt so darzustellen, als ob die Entscheidung doch nur eine mehr zufällige, von augenblicklicher Stimmung eingegebene gewesen sei, und sucht durch Ableugnung die Thatsache des Protestes möglichst zu verkleinern. Dem für alle Zeiten vorzubeugen habe ich mit Hilfe des Herrn stud. theol. Leonhard eine systematische Uebersicht der Petitionen angefertigt und übergebe sie hiermit der Oeffentlichkeit. Des Eindrucks sicher ist der Aufmarsch der zunächst Beteiligten, der studirenden Jugend und der Predigerseminare. Nicht minder imponiren aber muß die Masse der Zuschriften aus den Kreisen der Geistlichen, wenn man bedenkt, daß hier keinerlei systematische Betreibung und Leitung stattfand, sondern im Gegenteil vielfältig die Meinung verbreitet war, daß keine wirkliche Gefahr vorhanden sei und das Petitioniren auf ein überflüssiges Agitiren hinauslaufe. Dazu kommt dann noch, daß die entscheidende dritte Lesung des Gesetzes acht Tage früher stattfand, als angenommen werden konnte. Ich selbst habe leider, obgleich nach sorgfältigster Erkundigung und Berechnung, auf mehrfache Anfragen Antworten erteilt, die nachher nicht zutrafen. So kam es, daß noch am Morgen des Tages, wo die dritte Lesung auf die Tagesordnung gesetzt war (thatsächlich fand sie dann erst etwas später statt), die Zahl der Petitionen auf dem Büreau des Reichstages noch ziemlich gering war. Erst an dem Tage selbst und zuletzt von Viertelstunde zu Viertelstunde, telegraphisch, mit Eilbrief, durch Boten aus der Stadt, kamen sie stoßweise, um endlich zu erdrückender Masse anzuschwellen. Viele sind auch noch nach der Entscheidung eingetroffen.

Die nachfolgende Zusammenstellung umfaßt:

1. Das Petitionsmaterial, das dem Reichstage in dessen Sitzung am 18. vorigen Monats vorgelegen hat;

2. die nachträglich in gleichem Sinne eingegangenen Zuschriften, die sich in meinen oder des Herrn v. Kleist-Retzows Händen, sowie unter den Akten der theologischen Fakultät zu Berlin befinden.

Sämtliche Petitionen, Erklärungen u. s. w. sind gegen den Antrag des Freiherrn v. Huene, bezw. gegen fakultative Befreiung der evangelischen Theologen von der Militärpflicht gerichtet; zu dem Antrage v. Kleist-Nobbe (früher Antrag Delbrück), sowie zur Resolution v. Kleist nehmen sie zumeist überhaupt nicht, teils aber befürwortend, teils ablehnend Stellung.

Petitionen sind eingegangen:

I. **Vom Evangelischen Bunde**, und zwar:
Vom Zentral-Vorstand zu Merseburg;
von den Hauptvereinen für Großherzogtum Oldenburg, Obern Rheingau, Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha, Provinz Schlesien, Freie Stadt Hamburg, Konsistorialbezirk Frankfurt a. M.-Wiesbaden;
von den Zweigvereinen zu Auersbach, Beilstein, Bischofswerda, Blankenburg, Kassel, Chemnitz, Dresden, Elberfeld, Frankenberg, Freiberg, Gartz, Hainichen in Sachsen, Lengenfeld in Sachsen, Löbau in Sachsen, Lüdenscheid, Neustadt an der Orla, Osterwieck, Pfullingen, Plauen, Reutlingen, Sachsa, Schopfheim-Wiesenthal, Seelscheid, Stettin, Stargard, Waldeck, Werdau, Zittau, Zwickau;
von den Orts- beziehentlich Parochialvereinen zu Bergneustadt, Eggelsheim in Baden, Kroppach, Neckarbischofsheim, Sorau, Ulm;
von der akademischen Ortsgruppe zu Leipzig;
von Mitgliedern des Bundes aus Prenzlau, Aschersleben.
In allen hier aufgeführten Vereinen befinden sich Theologen, und zwar zwischen je 3 und 60.

II. **Von geistlichen Behörden u. s. w.**, und zwar:
vom Ausschuß der Gesamtsynode der evangelisch-reformirten Kirche der Provinz Hannover;
vom Präsidium der rheinischen Provinzialsynode;
[von der hessischen Landessynode ist ein durch die Presse bekannt gewordner Beschluß in gleichem Sinne gefaßt worden];*)
von den vereinigten Geistlichen und sonstigen Theologen:
der Kreissynoden Hamm, Pyritz, Solingen;
der Diözesen Biberach-Ravensburg, Hohenzollern, Neckarbischofsheim,
des Kirchenkreises Angermünde,
der Dekanate Friedberg (Hessen), Hostein, Neustadt (Pfalz),
der herzoglich sachsen-koburg-gothaischen Ephorieen Königsberg (Franken), Rodach, Koburg, Neustadt a. d. H.,
der Obergrafschaft Bentheim,
des Fürstentums Waldeck,
des Königreichs Württemberg (168 von 195 gedienten Theologen),
der freien und Hansestadt Lübeck mit ihrem Gebiete,
der Städte Berlin (etwa 95 Geistliche, 68 Kandidaten), Braunschweig, Danzig (13), Dommitzsch (2), Frankfurt a. Main, Gotha, Karlsruhe (indessen nur das Projekt bei den Akten), Lingen, Magdeburg (mit der Bemerkung, daß keiner der dortigen Geistlichen und Theologen fehlt), Prenzlau, Remscheid, Stralsund und Umgegend,
der evangelischen Pfarrkonferenz Venne;
von den Predigerseminaren in Wittenberg (Direktoren und Mitglieder), Kloster Loccum, Friedberg (Hessen).

III. **Aus akademisch-theologischen Kreisen**, und zwar:
von den evangelisch-theologischen Fakultäten der Universitäten zu Berlin, Gießen, Greifswald, Halle-Wittenberg, Heidelberg, Kiel, Marburg. (Die Fakultäten zu Königsberg, Straßburg, Erlangen, Breslau, Rostock erklären in Zuschriften an die Berliner Fakultät, daß ihre projektirten oder bereits unterzeichneten Petitionen durch die unterdes erfolgte Beschlußfassung des Reichstages erübrigt seien. Tübingen übersendet eine gleichfalls verspätete Petition.)
von den Studirenden der evangelischen Theologie a) infolge einer einheitlich organisirten Bewegung 2500 Unterschriften aus allen sechzehn Universitäten mit evangelisch-theologischen Fakultäten, b) besonders aus Berlin (417), Breslau (78), Greifswald (160), Gießen (80), Halle-Wittenberg (525).

IV. **Von sonstigen Verbänden und Einzelnen**, und zwar:
vom deutsch-konservativen Verein zu Stuttgart;
von den Gemeinden (mit ihren Geistlichen) Hasel, Maulburg, Prümm, Säckingen, Seelscheid, Tegernan, Zell im Wiesenthal;
von den vereinigten evangelischen Bürgern der Stadt Gießen (besonders Mitgliedern der Universität), der Gemeinde Köln-Ehrenfeld, der Städte M.-Gladbach, Pyritz, Schopfheim, der Gemeinde Waldbröl;
von einzelnen Geistlichen und Predigtamtskandidaten

*) Vgl. Christl. Welt, Nr. 4, Sp. 95 f. d. J.

(meist Zuschriften an Professor Delbrück und Herrn von Kleist-Retzow), rund 530 lauter einzelne Briefe und Postkarten, hiervon etwa zwei Drittel von solchen, die der Armee angehören oder angehört haben, unter Beifügung ihrer Dienstverhältnisse, beziehentlich militärischen Charge.

Bezüglich der örtlichen Verteilung der Petitionen und Zuschriften ist zu bemerken, daß solche aus allen Teilen Deutschlands vorliegen. Eine ganz besonders große Zahl davon kommt aus dem Fürstentum Waldeck, demnächst aus dem Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha und dem Königreich Sachsen.

Professor H. Delbrück,
ehedem Mitglied des Reichstags

Volksbühne und Nationaltheater

4. Die Bedenken

Daß mit der bloßen Existenz eines städtischen Festhauses in Worms die Volksbühnenfrage an sich noch nicht gelöst ist, liegt auf der Hand. Bisher ist jenes Theater ausschließlich auf das einige Kapitel aus der Geschichte der Stadt Worms behandelnde, nach Form und Inhalt wenig glückliche Festspiel Hans Herrigs angewiesen gewesen, und es bleibt abzuwarten, wie sich das Unternehmen in der Zukunft innerlich und äußerlich entwickeln wird. Bis dahin aber bleibt immer die Frage noch offen, ob wirklich auf diesem Wege das erstrebte Ziel zu erreichen sein wird, und es ist jedenfalls immer noch an der Zeit, mancherlei sich aufdrängende Bedenken auszusprechen und zu versuchen, die in gewissen Kreisen gang und gäbe Ueberschätzung dieser Volksbühne auf das richtige Maß zurückzuführen. Sind doch gerade diejenigen am ehesten geneigt, mit großen Worten um sich zu werfen, die am wenigsten die unermeßlichen Schwierigkeiten der Sache zu würdigen wissen. Aber man erweist meines Erachtens dadurch der Sache selbst den allerschlechtesten Dienst und macht schließlich durch das verständnislose Geklapper nur die Freunde der Sache selbst kopfscheu. Es wäre mir ein Leichtes, mit einer reichlichen Blütenlese derartiger verstiegener Phantastereien aufzuwarten, woraus deutlich hervorgeht, daß vorwiegend ein unberufener Dilettantismus sich zur Zeit auf diesem Gebiete herumtummelt.

Wir haben gesehen, daß die ganze Bewegung an Herrigs Lutherfestspiel anknüpft, und man wird daher gut thun, die damit gemachten Erfahrungen sorgfältig zu beachten. Und es kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug betont werden, daß die Wirkung dieses Festspiels vor allem in seinem Ausnahmecharakter begründet ist und daß es sofort jede Daseinsberechtigung verlieren würde, wenn man es zu einem ständigen Repertoirestück — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — entwertete. Man muß sich nur immer wieder daran erinnern, daß das Stück im eigentlichen Sinne des Wortes als ein Festspiel gedacht ist, als ein Festspiel bei einem bestimmten Anlaß, das einmal, in einer besondern Stunde, Zuhörer und Mitwirkende in gemeinsamer festlicher Erhebung vereinigen sollte. Haben deshalb schon alle zu zahlreichen Wiederholungen im Interesse der Dichtung selbst ihre Bedenken, so muß namentlich dem Gedanken gewehrt werden, als könne man das Stück ohne Schaden zu jeder beliebigen Zeit wieder aufnehmen und etwa, dem Beispiele Jenas folgend, alljährlich diese Lutherfestspiele veranstalten. Der ganz eigenartige Reiz, der ganze festliche Charakter der Dichtung würde dann rasch genug gründlich verfliegen, und die Dichtung selbst würde dadurch in eine völlig schiefe Beleuchtung gerückt und einer Kritik ausgesetzt, die sie jetzt mit Fug und Recht von sich abwehren darf. Und daß heute hie und da die Neigung zu tage tritt, aus diesen Lutherfestspielen eine Art Sport zu machen, ist bekannt; wer jedoch, wie es mir vergönnt war, in mehr als zwanzig Aufführungen des Herrigschen „Luther" vor und hinter der Szene prüfend und beobachtend thätig war, der wird auch vor der Schattenseite dieser „Liebhaberbühne" unmöglich die Augen verschließen können.

Und da drängt sich denn doch zugleich die Frage auf: Soll wirklich auf den einen „Luther" hin eine solche Volksbühnengründung gewagt werden? Denn so lange für diese Volksbühne noch jede Litteratur fehlt, hieße das einen Sprung

ins Dunkle thun, den anzuraten schwerlich jemand den Mut haben wird. Zudem beweist meines Bedünkens, wie ich schon betont habe, gerade der „Luther" für die Sache herzlich wenig, da dieser Dichtung Faktoren ihren Siegeszug gebahnt haben, mit denen die Volksbühne in gewöhnlichen Zeitläuften nicht rechnen darf. Und was uns seitdem an Festspielen für die Volksbühne geboten worden ist, ist denn doch nur dazu angethan, diese Bedenken gegen den Einbruch eines völlig unberufenen Dilettantismus noch zu verstärken. Der gute Wille allein thuts eben nicht, und religiöse oder nationale Tiraden machen noch lange kein gutes, volkstümliches Drama. Niemand wird beispielsweise in August Bungerts „Hutten und Sickingen" (Berlin, Friedrich Luckhardt, 1888) die gute Absicht des Dichters verkennen, aber der Erfolg der Aufführungen in Kreuznach und Bonn muß den Verfasser selbst davon überzeugt haben, daß ein solch zerfahrnes, durch und durch undramatisches Stück unmöglich — wie er gehofft hatte — zu einem „Bedürfnis des Volkes" werden kann. Ein „Gustav Adolf," dessen Geschichte Paul Kaiser mit einer dilettantischen Unbeholfenheit sondergleichen zu einem „dramatischen Festspiel für die Volksbühne" (Gotha, Gustav Schloeßmann, 1889) zusammengereimt hat, mag vollends den allzu bereiten Festspieldichtern als warnendes Beispiel dienen und ihnen beweisen, daß es bei aller Dichtung, mag es nun Kunst- oder Volksdichtung sein, einzig und allein auf das Können ankommt, dessen Mangel durch keine noch so wohlgemeinte Tendenz wettgemacht werden kann. Oder sollten wirs gar wirklich für einen praktischen Gewinn anschlagen, daß uns August Trümpelmann neuerdings Martin Rinkarts Lutherfestspiel vom Jahre 1617 in einer modernisirten, oder wie es auf dem Titelblatte heißt „für die Gegenwart verfaßten" Gestalt (Torgau, Friedrich Jakob 1890) dargeboten hat? Er selbst scheint ja die Aufführung des Stücks auf der heutigen Volksbühne ernstlich ins Auge zu fassen; doch glaube ich nicht, daß uns das mehr als ein ganz interessantes Experiment eintragen würde. Die Form dieser „Jubelkomödie" hat in Herrigs glücklicher Neubelebung ihre Schuldigkeit durchaus gethan, während dieser Neubelebung des Inhalts denn doch, wie mir scheint, eine Ueberschätzung der Dichtung zu Grunde liegt. Und auch die bisherigen Versuche, der örtlichen Kirchengeschichte die Stoffe zu volkstümlichen Festspielen zu entnehmen, sind bisher, soweit mir ein Urteil darüber zusteht, über abgeblaßte Nachahmungen des Herrigschen „Luther" nicht hinausgekommen. Das gilt selbst von dem fraglos tüchtigsten dieser Reformationsfestspiele, in dem Friedrich Uhlhorn die Einführung der Reformation in der Stadt Hannover geschildert hat. („Das Wort allein!" Hannover, Karl Meyer, 1889). Wir haben es hier mit einer saubern, geschmackvollen Arbeit zu thun, die manche glückliche Szene aufweist, der aber doch durch den Mangel an einer im Mittelpunkte stehenden, das Ganze beherrschenden Persönlichkeit der eigentlich dramatische Zug und Schwung völlig abgeht. Hier bietet aber die Sprödigkeit des Stoffs dem Dichter unüberwindliche Schwierigkeiten, ein Umstand, der gegen die poetische Ausbeutung rein lokaler Geschichte überhaupt mißtrauisch machen sollte. Als besonders drastisches Beispiel hierfür sei aus den zahlreichen uns vorliegenden in aller Kürze noch auf Julius Vogels „Reformationsfestspiel" (Gotha, F. A. Perthes, 1888) hingewiesen, das die Einführung der Reformation in Plauen dramatisch darstellen will, aber völlig ohne dramatischen Mittelpunkt zerfasert und das Versprechen, uns „packende Begebenheiten von dramatischer Wirkung und allgemeiner Bedeutung" zu geben, schlecht genug einlöst. Es ist ja ein sehr löbliches Streben, „die Liebe zur Geschichte und Kirche der Reformation stärken, das evangelische Bewußtsein heben und unser kirchliches Leben kräftigen" zu wollen, aber man sollte doch nicht vergessen, daß die Kunst immer nur mittelbar bildend auf das Volk einwirkt, und daß nirgends eine gemerkte Absicht mehr verstimmt als dort, wo die Kunst zu andern als rein künstlerischen Zwecken verwendet wird. Und wie nun weiter? Zwar wird uns versichert, daß Stoffe in „überreicher Masse" vorhanden seien, was mir nicht recht einleuchten will; aber selbst das zugegeben: mit den Stoffen allein ists nicht gethan, es müssen eben auch die rechten Dichter da sein, die damit etwas Rechtes anzufangen wissen. Daß es an bereiten Leuten nicht fehlt, haben wir gesehen; aber vom Wollen zum Können ist ein weiter Weg.

Zum andern: jenes jähe Zurückspringen auf die sinnige Einfachheit der Shakespeareschen Bühne — fragen wir uns doch ehrlich, ob das nicht im letzten Grunde nur eine jener antiquarischen Schrullen ist, an denen unsre Zeit so überreich ist? Wir wissen, daß schon Ludwig Tieck diese Shakespearesche Emporbühne als das Ideal einer poetischen Bühneneinrichtung überschwänglich verehrt hat; aber was vor dreihundert Jahren natürlicher Brauch war, würde doch heute nur ein künstliches Experiment sein. Wollten wir plötzlich neben die vollkommensten Einrichtungen des modernen Theaters diese primitive Bühne aufbauen — hieße das nicht, den Ausstattungsteufel durch Beelzebub austreiben? Wie lange wirds wohl dauern, daß das Publikum an den eintönigen rotbraunen Gardinen sich genügen läßt, wie lange dauern, bis es gegen diesen Puritanismus eine neue Reaktion heraufbeschwört, die uns dann aufs neue mit Riesenschritten den ganzen Ausstattungsnaturalismus wiederbringt?*)

Ein weiteres ernstes Bedenken richtet sich gegen die geplanten Spielgenossenschaften von Dilettanten. So lange es sich um eine einmalige Festaufführung handelt, hat ja dieses Heranziehen von Laien vieles für sich, und wir habens allerorten bei den Lutherfestspielen gesehen, wie viel tüchtige, eifrige, selbstlose, für eine gute Sache begeisterte Kräfte selbst in einem kleinen Gemeinwesen zu finden sind. Aber gerade diese Laiendarsteller selbst werden sich wohl am wenigsten darüber täuschen, daß das, was sie zu geben imstande sind, eben nur unter dem Gesichtswinkel eines außergewöhnlichen, eines Ausnahmeereignisses betrachtet werden darf; sie werden selbst am besten wissen, daß, sobald solche Dilettantenaufführungen ihres gelegentlichen und festtäglichen Charakters entkleidet werden, sie einer Kritik verfallen, der sie schwerlich gewachsen sind. Und wer wollte die Bürgschaft übernehmen, daß sich an diese ständige Spielgenossenschaft nicht sofort all das üble Drum und Dran unsrer Liebhabertheater anhängen wird? Mag auch Hans Herrig noch so sehr dagegen sich sträuben: Eitelkeit und Ueberschätzung, Rollenneid und Eifersucht würden sicherlich hinter den Gardinen unsrer Volksbühnen ebenso im Schwange sein wie hinter den Kulissen unsrer stehenden Theater. Die kleinen Garricks und Eckhoffs würden wie die Pilze emporschießen, und schon das durch die mannichfachsten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Bande mit den Darstellern verknüpfte Publikum würde sicherlich um die Züchtung schauspielerischer Genies redlich bemüht sein. Es wird ganz unvermeidlich auch hinter den Vorhängen dieser Volksbühnen sehr menschlich zugehen und die Idealität, die ihr Herrig im Gegensatz zum Luxustheater gewahrt wissen will, nur zu bald wieder verschwunden sein.

Wohl aber scheint mir das zweifellos, daß wir dem Lutherfestspiel für festliche Anlässe eine sehr nützliche Anregung verdanken, und daß hier in der That ein gesunder Gedanke verwirklicht ist, der für eine etwaige Neubelebung und Neugestaltung unsrer Volksfeste, vor allem unsrer vaterländischen Feste, wohl zu beachten ist. Dadurch erhält freilich die „Volksbühne" lediglich den Charakter einer improvisirten Festbühne, einer glänzenden Ausnahme, und sie würde damit durchaus vom Zufall, einem Aufschwung der Volksstimmung abhängen — Bedingungen, die natürlich von vornherein eine stetige Entwicklung des Unternehmens ausschließen würden. Das lebendige Bild auf dem Bühnenpodium, malerische Gruppen und Aufzüge und dazu das poetisch beschwingte Wort, sie wirken weit eindringlicher und kräftiger, als es je eines einzelnen Redners Worte imstande sind. Denken wir uns an einem großen vater-

---

*) Den gleichen Bedenken giebt auch F. Uhlhorn in der Vorrede zu seinem Reformations-Festspiel Ausdruck: „Die naive, kindliche Art dieser Bühne gefällt wohl einmal unserm durch Dekorationsluxus überreizten Geschmack, dürfte aber je länger je mehr an Wirkung einbüßen. Sie wirkt mehr durch den Gegensatz gegen die hergebrachte Art, mehr weil sie wieder etwas Neues bietet, als daß sie dem historischen Sinne unsres Volkes auf die Dauer genügen könnte."

ländischen Gedenktage eine dichtgedrängte, festlich bewegte Menge, vor deren Augen, durch Mitbürger verkörpert, ein Stück vaterländischer Geschichte lebendig wird, während sie selbst mit dem Gesange vaterländischer Lieder in die Handlung mit eingreift: mir scheint, ein solcher Versuch könnte herzhaft einmal gewagt werden, und ich glaube, daß sich bei solchem Anlaß gerade die von Herrig wiederbelebte Form ganz vortrefflich bewähren wird.

Nur sollten wir uns darüber keiner Täuschung hingeben, daß für unser Theater weder durch gelegentliche Festspiele noch durch die verwirklichte Volksbühne etwas Erhebliches gewonnen ist. Ich wenigstens halte es für einen verhängnisvollen Irrtum, zu glauben, man werde durch die Volksbühne den verpönten „Luxustheatern“ den Boden abgraben oder auch nur ihren Einfluß wirklich beschränken können. Wir müssen nur die Dinge ansehen, wie sie in Wahrheit sind, nicht wie wir sie uns träumen lassen. Das moderne Theater ist nun einmal seiner innersten Natur nach lediglich eine Vergnügungsanstalt, hier edlern, dort unedlern Charakters, hier mit, dort ohne künstlerischen Ehrgeiz, aber doch auch im ersten Falle immer nur eine Vergnügungsanstalt, in der religiöse Erbauung oder Belehrung zu suchen niemandem einfällt. Und da ist das Einzige, was wir wünschen und hoffen können und wünschen und hoffen müssen, daß eben mehr und mehr die Theater ohne künstlerischen Ehrgeiz zurückgedrängt, daß allenthalben dieser künstlerische Ehrgeiz gestärkt werde. Dazu aber helfen keine Gesetze, dazu hilft kein Jammern und Schelten, keine Projektemachen und Luftschlösserbauen. Denn jeder Bühnenleiter — und schließlich auch der alleridealste Volksbühnenleiter — ist immer von dem Geschmack und der Neigung des Publikums abhängig, und wie man die Frage auch drehen und wenden mag, sie wird immer auf diesen einen Punkt: die Teilnahme des Publikums zurückschnellen. Einzig und allein also an dem Publikum liegt es, ob ein Theater seine künstlerische Mission erfüllen, ob es wirklich ein Nationaltheater, ob es wirklich eine Volksbühne sein kann. Denn jedes Publikum hat das Theater, welches es verdient.

Es heißt aber, wie mir scheint, beiden Teilen, dem stehenden Theater wie der Volksbühne, einen schlechten Dienst leisten, wenn man, wie das leider von den übereifrigen Herolden der letztern in reichstem Maße geschehen ist, die Kluft zwischen beiden künstlich noch zu erweitern sucht. Es geschieht das vor allem durch das geflissentliche Betonen einer ganz absonderlichen „Volkstümlichkeit,“ der zuliebe man eifrig bestrebt ist, den Schatz unsrer klassischen Dichtung herabzusetzen und uns vorzureden, daß das eine „tote“ Litteratur sei, der jede Volkstümlichkeit mangle. Als ob ein Bühnenspiel deswegen schon national und volkstümlich sei, weil darin Bärenfelle und Büffelhörner, deutsche Helme und blonde Zöpfe zur Schau getragen werden und wohl gar noch eine Sprache geradebrecht wird, wie sie vor dreihundert Jahren in einer unfertigen Litteratur üblich war! Als einmal der alte Goethe in dem Streit über Klassisch und Romantisch um seine Meinung befragt wurde, da sagte er:

> Was will all der Lärm! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein.

Treffender kann wohl auch die Frage nach der Volkstümlichkeit nicht beantwortet werden. Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird wohl auch volkstümlich sein, und haben wir einmal recht viele durch und durch gute und tüchtige Werke und ein dafür empfängliches Publikum, dann wird auch mit einem Schlage das Nationaltheater und die Volksbühne vorhanden sein.

W K

Nach den Wahlen

Das erschreckende Wachstum sozialdemokratischer Stimmen bei der jüngsten Reichstagswahl drückt uns die Feder in die Hand. Nicht, daß es uns unerwartet gekommen wäre, ganz im Gegenteil. Aber das Thatsache gewordene Unheil nimmt sich anders aus als das befürchtete.

Zugegeben, daß von der sozialdemokratischen Wählerschaft ein gar nicht abzuschätzender Bruchteil nicht wußte, was er that, jedenfalls in selbst oder von den Führern verschuldeter Unkenntnis über die eigentlichen letzten Ziele und das wahre Wesen des Sozialdemokratismus sich befand; zugegeben, daß insbesondre viele darunter den grundsätzlich gottesleugnerischen und kirchenfeindlichen Geist der Bewegung noch nicht in Fleisch und Blut aufgenommen haben; zugegeben endlich, daß wirtschaftlich berechtigte Forderungen dem anschwellenden Strome seine Kraft und sein Recht verleihen mögen: so sieht sich die christliche Gemeinde durch diese Erscheinung vor die ernstesten, endlich auch mit Ernst in Angriff zu nehmenden Aufgaben gestellt.

Nicht neue wirtschaftliche Ordnungen hat die Gemeinde als solche, haben die Kirchen zu fordern, vorzuschlagen oder einzuführen. Hier soll zugreifen, wer von Gott den besondern Beruf dazu hat, der Stand der Arbeitgeber selbst in erster Linie und, wo dieser versagt oder den rechten großen Zug und Zusammenschluß nicht finden kann, die Obrigkeit. Und Gott sei Dank! man braucht jetzt den Prinzipienstreit hierüber nicht so ernstlich zu führen: jede Versuchung für die Kirchen (und für die Pastoren im Namen der Kirche), sozialreformatorisch aufzutreten, ist durch die inmitten der gegenwärtigen Lage nicht genug zu schätzenden Erlasse des Kaisers abgeschnitten. Das deutsche Volk darf vertrauen, daß „das edle junge Blut“ seines Amtes warten und daß es ihm an den rechten Ratgebern und Helfern bei der Durchführung seines großen Werkes nicht fehlen wird.

Aber unendlich viel bleibt der Kirche zu thun, und fast nicht zu bewältigen scheint die Aufgabe, da so viel versäumt ist. Die Besitzenden, die Arbeitgeber soll sie mit dem Geist erfüllen, der die Opfer gern bringt, die gebracht werden müssen. Die Arbeitermassen soll sie zu dem Verständnis erheben, daß sie ihre guten oder doch erwägbaren Forderungen scheiden von der gottlosen Weltanschauung der sozialdemokratischen Wort- und Parteiführer. Und wenn nun der Kirche aller Einfluß auf diese Massen vielerwärts verloren gegangen zu sein scheint, soll sie da nicht bei sich selbst einkehren und mit allem Bußernst fragen, ob sie nicht — ebenso oder mehr wie meinetwegen die heutige Wirtschaftsordnung — der Reform bedürftig sei? Immer wenn die Kirche versagte, lag die Schuld nicht nur an der Herzenshärtigkeit der Menschen, sondern an ihr selbst. Wenn diese Hunderttausende, die im Schoße unsrer Gemeinde aufgewachsen sind und christlichen Unterricht empfangen haben, so widerstandslos sich einer christentumsfeindlichen Strömung hingeben, drängt sich da nicht die Frage unabweisbar auf, ob unser kirchliches Wesen, Erziehung, Unterricht, Predigt und Sitte denn auch von dem heiligen Geiste, den Christus seiner Gemeinde gelassen hat, wahrhaft durchdrungen sei? Ob nicht allerhand Menschliches das Göttliche, allerhand Antichristliches das Christliche eben in der Kirche verhülle, hemme und hindre? Diese Frage kann und darf kein evangelischer Christ, keine evangelische Kirchenbehörde, keine evangelische Partei oder Richtung kurzerhand ablehnen, und am wenigsten dürfen das die Parteien und Richtungen, unter deren Herrschaft in Kirche und Schule die heutige sozialdemokratische Wählerschaft aufgewachsen ist, das sind aber die, welche allen Wert auf das korrekte kirchliche Bekenntnis legen oder Besserung von dem christlichen Vereinsleben erhoffen: beides Dinge, die wir nicht verachten, aber die doch vielleicht den Kern nicht treffen. Denn wir glauben, daß das Evangelium, wirklich rein und lauter gepredigt, eine andre Wirkung auch auf unser in der Industrie arbeitendes Volk thun müßte, und wir meinen, daß vielleicht bei aller Treue der Orthodoxie wie des Pietismus das Christentum des Neuen Testaments unserm Geschlechte nicht hell und deutlich genug gepredigt worden ist. Wir mögen nicht anklagen in so ernster Stunde, nicht die Schuld auf andre schieben; aber jene schwerwiegende Frage drängt sich uns unabweisbar auf. Weniger noch einen wirtschaftlichen und politischen Bankerott will uns der jüngste Wahlausfall bedeuten als vielmehr einen kirchlichen Bankerott.

Sehen wir von der großen Buß- und Erneuerungsarbeit ab, die sich da, wie uns dünkt, vor der evangelischen Christenheit aufthut, so lassen sich wohl die Lehren kurz feststellen, die alle Glaubensgenossen einmütig mit uns aus diesem Erlebnis ziehen müssen. Nicht aufkommen lassen darf die Gemeinde in

ihren Gliedern den Sinn verletzten guten Willens, der sich in sich zurückzieht, weil der schnell beanspruchte Dank der Arbeiter gegen aufrichtiges Wohlwollen ausbleibt. Dank ist in dieser Zeit des einmal entbrannten Klassenkampfes nirgends zu erwarten. Nicht aufkommen lassen darf die Gemeinde den thöricht gewissenlosen Trost nur zu vieler Besitzenden: Je toller, desto besser; die Bombe muß platzen, dann werden wir die ersehnte Ruhe haben. Nicht aufkommen lassen darf die Gemeinde die Gesinnung, die gar unsers Kaisers weitsichtige zuvorkommende Haltung für die Uebel verantwortlich machen möchte, denen sie begegnen will. Seine Erlasse und die denkwürdige Botschaft Wilhelms I. sind doch thatsächlich die einzigen festen Punkte in dem ganzen wirtschaftlich-politischen Wirrwarr unsrer Tage.

Bekennen aber soll die Gemeinde, daß sie an dem Unheil jedenfalls in doppelter Hinsicht mitschuldig ist. Einmal hat es gefehlt zur rechten Stunde und am rechten Orte an der christlichen Liebe, die allein die neuen, an sich unbefriedigenden Arbeits- und Lebensverhältnisse erträglich und freundlich gestalten konnte. Und zum andern hat es gefehlt an der treuen Wacht gegenüber den unchristlichen Ideen, die aus der Bildungswelt hinüberströmend in die Massen der sozialistischen Bewegung ihr Gift, ihre verwüstende Gewalt verleihen. Die zucht- und gottlose Weltanschauung der Sozialdemokratie ist, das kann niemand leugnen, nicht im Schoße des Volkes geboren, sondern ist ein Erzeugnis unsrer stolzen Bildung. Man würde das früher erkannt haben, wenn man sich mehr um den religiös-sittlichen Charakter der Sozialdemokratie gekümmert hätte. Aber noch heute, wie viele Pastoren, wie viele gebildete Christen sind es denn, die nur einmal ein sozialistisches Blatt, eine sozialistische Schrift gelesen, geschweige diese Litteratur studiert haben? Sich zu erfüllen mit der Kenntnis des mit Einem Schlage so stark gewordenen Feindes und dann den Kampf aufnehmen mit dem Dämon, der ihn beseelt, auf allen Gebieten unsers geistigen Lebens, nicht nur an der Mündung, sondern auch an den Quellen des Stromes, dazu aber sich den Geist Gottes mit heißem Ringen erbitten: das ists, was sich als die erste Pflicht aus diesen Wahlen für die Gemeinde Christi ergiebt. Der Kampf aber, den sie führen muß, sei ein Kampf der Liebe zwar, die alles hofft und alles duldet, mit den Gedrückten und den Verführten, doch auch ein Kampf der Wahrheit, die keine Lüge leidet, und des Glaubens, der mit dem Unglauben sich nicht verträgt, ein Kampf auf Leben und Tod wider die höllischen Geister, die über unser Volk herrschen wollen. R

Verschiednes

(Schleiermacher und Kotzebue) „Der Kotzebue ist doch ein niederträchtiger Kerl," schreibt Schleiermacher an seine Braut 1809, als er seiner Schwester Nanni zuliebe mit in die erste Aufführung einer Kotzebueschen Neuheit gegangen war; „er hat auch nicht die mindeste Vorstellung von wahrer Sittlichkeit, und selbst, wo er edle Charaktere aufstellen will, verdirbt er sie auf die gemeinste, ekelhafteste Art, und man schämt sich ordentlich und ärgert sich, wenn man sich bei einzelnen Situationen rühren läßt, was mir ehrlichen Hunde doch hie und da begegnet ist." Aber auch der russische Staatsrat seinerseits hat sich den deutschen Gelehrten angehört und scheint an ihm weniger auszusetzen gefunden zu haben, als jener an ihm. Als Schleiermacher im Juni 1813 eine Vorlesung über die Methode des Uebersetzens hielt, schrieb er darüber an seine Frau (die er mit der Familie nach Schlesien in Sicherheit gebracht hatte): „Und wer saß mir gegenüber und hörte ganz eifrig zu? Kotzebue; er ist richtig der, den wir damals in der Loge sahen." Dabei hätte Schleiermacher damals gewiß nicht gedacht, daß jener Mann ihm noch im Tode so viel zu schaffen machen werde: „Bei uns ist alles erstaunlich ruhig, bis auf den toten Kotzebue; der spukt und tobt ganz gewaltig herum, und wenn sich ein paar Leute zanken, hat er sie gehetzt. Dabei sind viele Menschen in Angst, ob wohl die Universität bestehen wird" (1819). Bekanntlich war Kotzebue, „der alte Sünder," von dem Studenten der Theologie Sand ermordet worden; man fabelte daher von einer akademischen Konspiration, ging aufs schärfste gegen die Universitäten, Professoren und Studenten vor und suchte namentlich ängstlich alles, was in den Befreiungskriegen von deutschem und freiheitlichem Sinn erwacht war, zu ersticken. So brachte der tote Kotzebue auch unserm Schleiermacher viel Sorge und Leid, da dieser aus seinem echt deutschen Patriotismus nie ein Hehl gemacht hatte, auch nicht angesichts der Bajonette der französischen Besatzung. Die Franzosen waren wohl verjagt, aber nur um einem Geiste ängstlicher Reaktion Platz zu machen. Schleiermachers

Freund De Wette, der einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben hatte, wurde des Landes verwiesen, er selbst stand unter Polizeiaufsicht und mußte beständig fürchten, kassirt zu werden, sodaß selbst deutsche Gesinnungsgenossen aus schwerer Zeit nicht mehr wagten, sich offen zu ihm zu bekennen: „Nein, diese Kotzebuesche Geschichte war doch über alle Begriffe! Kannst du dir denken, daß seit dieser Zeit ganz auffallend Gneisenau mich gar nicht mehr bei sich sieht, da ich sonst fast wöchentlich bei ihm war?" (Brief vom 2. Juni 1819 an Gaß). Schlimmer noch erging es seinem Freunde und Schwager, Ernst Moritz Arndt, dem Stolz Jungdeutschlands, von dem er (7. August 1819) schreibt: „Das Aergste, was ihm widerfahren ist, ist, daß sie ihm bei der Wegnahme seiner Papiere die Taschen am Leibe visitirt haben. Wenn das nicht gerade nobel ist, so ist es doch zutraulich!" v L

(Servilismus) Unter dieser Ueberschrift hat die Schlesische Zeitung vom 27. November v. J. eine Zuschrift aus Wien gebracht, die uns von einem Leser aus Anlaß unsers Artikels über Kretzers Bergpredigt zugeschickt wird. Da wir die Schlesische Zeitung für eines unsrer bessern und zuverlässigeren Tagesblätter halten, bringen wir die Korrespondenz hier zum Abdruck und fragen, ob die darin angeführten Thatsachen richtig sind, und wenn, was unsre österreichischen Freunde dazu sagen. Wir möchten gern die Schlesische Zeitung eines Irrtums überführen; geht das nicht an, so werden wir mit unsrer Meinung nicht zurückhalten. Die Wiener Zuschrift lautet:

„Als während der jüngsten Verhandlungen der Generalsynoden der protestantischen Kirchen in Wien das Hauptorgan der Korruption, die Neue Freie Presse, am 1. September ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte, wurde dieses Organ der Alliance Israelite Universelle von dem evangelischen Superintendenten Haase als die „Fürstin der österreichischen Journalistik" gepriesen, und gleichzeitig erklärte in einem Glückwunschschreiben an dieses Blatt der reformirte Superintendent Seberenyi, daß er nur in seiner Todesstunde von der hochverehrten Neuen Freien Presse lassen könne. Diesen beiden österreichischen Protestanten hat sich jetzt der ungarische reformirte Bischof Karl Haß würdig angereiht, indem er am 10. November auf einem Fest zu Ehren einer jüdischen Millionärin und Wohlthäterin in Budapest u. a. sagte: „Einen großen Anteil (an dem Gedeihen der Alliance Israelite Universelle und ihrer Wohlthätigkeitsanstalten) hat Baron Hirsch, dieser großherzige Menschenfreund, dessen Namen in ganz Europa segnend genannt wird." So wagen es führende Männer der protestantischen Kirche Oesterreich-Ungarns, der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, ja ein reformirter Bischof giebt sich dazu her, einen Spekulanten als großherzigen Menschenfreund zu preisen, dessen Name allerdings in ganz Europa genannt wird, aber nicht mit Segnungen, sondern mit Verwünschungen, weil er viele tausende kleiner Leute durch Ausgabe seiner Türkenloose um ihre Ersparnisse gebracht hat." R

(Kolde gegen Majunke) Die bereits angekündigte Schrift Professor D. Koldes: Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes, ist erschienen (Erlangen und Leipzig. Deichert; 42 S.; 60 Pf.). Unsrer Empfehlung bedarf sie nicht; auf die Sache aber können wir hier nicht eingehn, da wir mit der heutigen Nummer einen von Kolde vollkommen unabhängigen Aufsatz darüber zu bringen begonnen haben. R

(Druckfehler) In voriger Nummer, Spalte 191, muß es heißen: „Aus Balthasar Schupps Ninivetischem Bußspiegel." D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Statt besonderer Anzeige

Durch die glückliche Geburt eines gesunden **Mädchens** wurden hocherfreut

Oberlehrer Dr. L. **Martens**
und Frau **Hedwig**, geb. **Nassow**.

Elberfeld, 19. Februar 1890.

Von allen Seiten warm empfohlen!

† **Goldene Ähren.** †

Tägliche Andachten aus Gottes Wort.
Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig**.

Candidat der Theologie

Dr. phil., z. Z Hauslehrer, **sucht** Stellung als **Vikar** oder **Hilfspred.** vom 1. April ab. Derselbe hat bereits im Sommer vor. Jahres ein Pfarramt vertretungsweise selbständig verwaltet. Gute Empfehl. stehen z. Seite. Gefl. Off. erb. sub **M. R. 90** an die Exped. dieses Blattes.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipztg